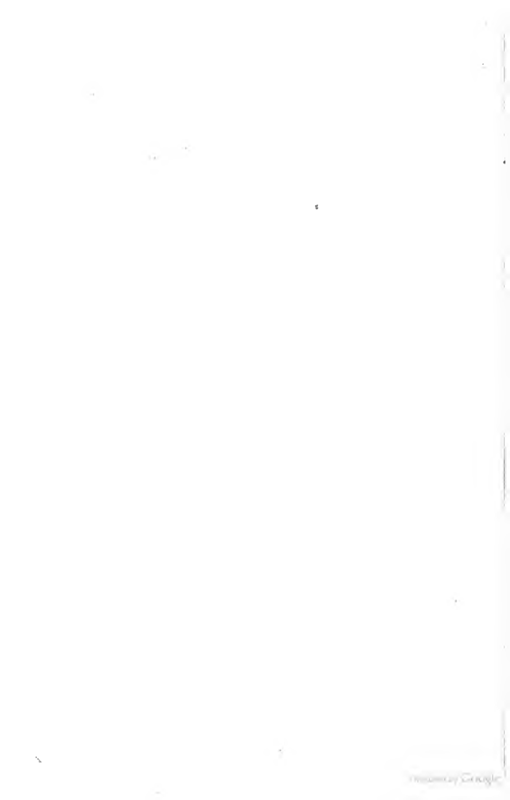
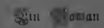


Frenzel





Watteau.



Ein Roman

von

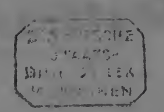
Karl Frenzel.



Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.

1864.



Watteau.

Ein Roman

von

Karl Frenzel.



Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.

1864.



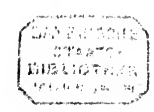
Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Dem

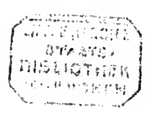
Genossen fröhlichster Stunden

Heinrich Simon.

J. V.



Vive la joie!



I.

Was ist die Liebe? Was ist die Kunst?

Vielleicht der Sonnenstrahl, der eine Rose aufküßt, an dem sie rasch verwelkt; der rosige Duft, der an Frühlingsabenden vom Himmel lächelt und blüht; vielleicht ein Sommernachtstraum; — nichts mehr!

Die Geschichte Watteau's kann es Euch lehren.

Watteau — und wenn Ihr je eine Gemäldegalerie besucht, ersteht mit dem Namen vor Euch eine bunte, schillernde, wunderliche Welt. Halb Traum, halb Wahrheit; ein wenig verschnörkelt die Gärten, die Bäume, der Taxus, der zu Pyramiden und Sonnenschirmen geschnitten; die Grazien gepudert und in Reifröcken, ihr Tanz

weniger feierlich, als sie in glücklicheren Tagen, in Hellas, um das Standbild der Liebesgöttin tanzten, und zugleich weniger lebendig und lustberauscht als in der Burg des Olymps, wenn sie Apollo's Gesang und die Gabe des Bacchus begeisterten — aber ihr Lächeln ist doch süß, ihre Bewegungen sind zart, gefällig, von verführerischer Weiche. Jede Zeit hat ihr Ideal, für das achtzehnte Jahrhundert war es diese sinnreiche, geträumte arkadische Welt. Liebe in Ruhe: das ist der Gegenstand von Watteau's schönsten Bildern. Ein stiller Garten thut sich auf, keine Zauberblumen duften in ihm, seine Springbrunnen singen nicht, es ist ein Garten, wie Ihr ihn überall finden könnt, in Versailles, im Sanssouci Friedrichs des Großen. Hohe, schattige Gänge von Buchen und Linden durchschneiden ihn; hier und dort ist ein kreisrundes Blumenbeet, in seiner Mitte eine Statue: Flora, die ihr Füllhorn ausschüttet, eine Diana mit Köcher und Bogen;

liegen sich zwei Rasenplätze gegenüber, steht hüben Vertumnus, drüben Pomona. Und dann, nach der Tiefe des Gartens ziehen sich Hecken von Buchsbaum, verschwiegene Lauben, auf und ab steigen Treppen, unten und oben mit Steinbildern geschmückt, zuletzt eine Terrasse mit marmorner Einfassung, über alle dem der heiterste Sonnenschein, ein wolkenloser Himmel. Es ist Nachmittag, die Gesellschaft vom Schlosse herabgekommen, sie lagern im Schatten, wenn es hoch kommt, spielen sie Blindekuh — nur ganz leise Bewegung, wie sie oben in den Baumwipfeln säuselt. Unter dichtem Gebüsch murmelt ein Bach dahin oder der Springbrunnen rauscht aus einer Vase, aus der umgestürzten Urne einer Najade in ein weites Becken. Die Frauen ruhen in dem Arm ihrer Geliebten, auf ihren Knieen, jene spielt das listige Spiel mit dem Fächer und horcht mit halbem Ohr den Worten des Ritters zu, der ihr zu Füßen im Grase sitzt. Ein anderes Paar tanzt.

Die Amoretten lauschen aus dem Blättergewirr, hinter den Statuen der Nymphen und Faune hervor — Liebesgötter ohne die sonst nie ihr Ziel verfehlenden Pfeile, aber auch ohne die ewig beweglichen Flügel. Watteau's Liebe kennt keine Trunkenheit der Leidenschaft, wie keine Eifersucht, so keine herzbrechende Untreue. Ein Hauch beseelt alle seine Gestalten: sanfte Hingebung, Zärtlichkeit, eine Mischung von Sinnlichkeit und platonischer Reinheit. Liebe im Müßiggang, Liebe in Ruhe: wo bei ihm zwei Herzen sich gefunden, sind sie einander sicher; kein Sturm bricht die Bäume seiner Gärten, kein Geschick verwüstet die Hoffnungen seiner Liebenden. Aber zuletzt wird diese Stille eintönig, Musik her, Musik! Glück auf, da ist ein Flötenspieler, der da hat sich eine Guitarre geholt — die Damen und Herren schließen einen Kreis. Sanfte, süße italienische Weisen erklingen, wie sie von Venedig nach Paris herübergekommen, gleichsam in Töne verwandelt der Glanz, die

Lebensluft, die über Tizian's und Tintoretto's Bildern liegen; was sie singen ist immer alleins: süß ist das Lied der Nachtigallen, doch noch süßer der Blick der Geliebten. Rasch fließt unser Leben dahin, laßt es immer, wie die Welle des Baches unter Rosen plätschert, unter Scherz und Kuß verrinnen. Lachet und kost, tändelt und küßt: das ist die letzte und höchste Weisheit. Es lebe die Freude, es lebe die Jugend! Was entziehst du spröde deinen Nacken meinen Lippen, o Phyllis? Warte nur, allzubald wird dein Winter kommen und dein braunes Haar sich nicht mehr in den zierlichen Knoten fügen. Am Heerd wirst du sitzen, Furchen auf der Stirn, und mit müder Hand die Spindel drehen und die jungen Mädchen, die bei dir sind, flüstern einander die Namen ihrer Geliebten zu oder singen meine Lieder, die Gesänge dessen, den du jetzt trotzig verschmähst, obgleich aus ihnen allen dein Lob allein tönt. Reich bist du jetzt noch an Schöne und Holdseligkeit, was

weigerst du dich, rothblühende Rose, der Hand, die nach dir verlangt? So klingen die Weisen, die über die Saiten der Laute gleiten, die Töne der Flöte: sie sind wie die kleinen rosigen und goldenen Wölkchen, die am Abendhimmel zerflattern. Aus dem Dickicht, von seinem Postament herab, lacht der steinerne, bekränzte Satyr über die Schäfermelodien, er, der nur die entfesselte Sinnlichkeit und den Rausch der Bacchantinnen kennt. Und es wird dunkler, vermummt, mit Fackeln naht aus dem Hauptgange des Gartens ein neuer Zug, einer springt lustig hervor, die Glöckchen an seiner Mütze klingeln, er schwingt seinen Stab — guten Abend, Arlecchino! Und da ist Colombine, Brighella, der würdige Pantalon; alle im Fackellicht stehend, seltsame, groteske Gestalten, als wären sie gerade aus der Unterwelt heraufgestiegen, schwatzend, jubelnd, tanzend, springend — die italienische Maskenkomödie. Am Springbrunnen ordnen sich daweilen in stattlichen Gruppen

mit weitbauschigen Reifröcken, Allongenperrücken und Galanteriedegen Seigneur Alceste, Seigneur Ariste, Madame Elmire, Mademoiselle Henriette: willkommen, vielgeliebte Schatten, denen ein schöpferischer Genius, Molière, Leben und Seele eingehaucht, es ist die französische Komödie. Gern und oft hat Watteau beide „Komödien" gemalt und als Mittelglied die Schäferkomödie, in der sich die gebildete Gesellschaft seiner Zeit gefiel, die für ihn selbst das Feenland der Poesie, der idealste Ausdruck des Daseins war — Liebe in Ruhe, mit einem leisen Zuge des Phantastischen und Schwermüthigen: etwas Süßes, Holdseliges, Schmachtendes für alle zärtlichen und traurigen Gemüther, wie ein Vers von Racine und dabei blank und bunt, zierlich und geschnörkelt, wie die Rokokowelt es war . . .

Als wäre er aus einem Bilde Watteau's geschnitten, stattlich im langen Rock mit goldener Stickerei und Edelsteinknöpfen, Spitzenmanschetten

über die Handschuhe fallend, schritt der junge Marquis Octave de Roche-Noire eben in dem Garten des Luxembourg hin und her.

Es ging gegen den Abend, Maiabend des Jahres 1717. Der Frühling lachte und der Marquis. In der lustigen Gesellschaft, die mit dem Herzog Philipp von Orleans, seit dem Tode Ludwigs XIV., für das unmündige Königskind Ludwig XV. die Regentschaft von Frankreich führte, war er der lustigsten einer. Das Leben und die Welt, für die großen Herren sind beide nur dazu da, um sie zu vergeuden, leichtsinnig, verschwenderisch, in Trinkgelagen, die in den verschwiegenen Gemächern des Palais-Royal mit flammenden Kerzen die Nacht verspotten und die Morgenröthe obendrein, mit schönen Frauen, durcheinander Theaterprinzessinnen und wirkliche, die — still, Octave ist bei alledem ein verschwiegener Mann und weiß die Geheimnisse der Damen zu bewahren, deren sogar, die sich seinetwegen etwa

zum Zweikampf fordern sollten, eine Geschichte, die damals öfters vorfiel. Frau von Maintenon hatte im traurigen Ausgang Ludwigs XIV. die Blicke und die Leidenschaften wenigstens äußerlich unter der Maske der Frömmigkeit gebändigt und den einst so strahlenden Hof von Versailles zu einem Kloster von Trappisten und grauen Schwestern umgeschaffen, daß der Tod des „großen Königs" von Allen wie eine Erlösung aus schmählicher Knechtschaft begrüßt wurde. Wie der Dampf, der den Kessel zersprengt: so, in elementarischer Zügellosigkeit, brachen die Sinnlichkeit, die Lebenslust in tollsten Blüthen aus. Ein verwilderter Liebesgarten, durch den der Siegeszug des Bacchus mit trunkenen Bacchanten und Mänaden geht — Versuche, diese gute, altgewordene und etwas runzelige Erde auf den Kopf zu stellen, ein Reich der übermüthigen Laune zu gründen, wo die Gegensätze, die sonst einander ausschließen, friedlich auf einem Throne sitzen: Frechheit und Anmuth;

einen Hexensabbath zu feiern, freilich nicht auf einem öden und nackten Felsen, sondern in prächtigen Sälen, deren Decke Le Brün gemalt, in Muschelgrotten und Rosenlauben, die Le Notre gezaubert; die Teufelsbeschwörung selbst fehlt indessen nicht — mehr als einmal lief das Gerücht durch Paris, der Herzog von Orleans habe auf einem Kreuzwege um Mitternacht Lucifer angerufen und bekannt war, daß er nach dem Stein der Weisen und dem Wasser der Jugend in seinem Laboratorium suchte.

Von dem allen, dem Licht wie der Finsterniß, fiel ein Theil von dem Herrn auf seinen Freund, seinen Begleiter im spanischen Erbfolgekrieg, Octave de Roche-Noire. Aus einer vornehmen Familie Südfrankreichs entsprossen, trug er schon in der Wiege das rothe Ordensband der Ludwigsritter und hatte Kapitainsrang in dem Dragonerregiment seines Vaters. Tapfer wie er war, sich an der Seite des Herzogs, wohin er kam,

auszeichnend, hätte er vielleicht eine der höchsten Stellen im Heere erworben und eher als mancher, der ihm vorgezogen wurde, auch verdient, wenn der Haß der Frau von Maintenon und die Abneigung des Königs nicht wie den Herzog, so alle seine Anhänger ohne Unterschied verfolgt. Erst nach seiner Verwundung in der Schlacht bei Malplaquet erhielt der Marquis ein Obristpatent, früh genug für seine dreiundzwanzig Jahre, aber seinen ehrgeizigen Wünschen, die einen Marschallsstab im Flug zu gewinnen dachten, nicht entsprechend. Mehr und mehr mißfiel ihm der Kriegsdienst. Der eintretende Friede raubte ihm noch den letzten Reiz des Abenteuerlichen und Beweglichen, dazu starb der ältere Bruder Octave's bald darauf, die weitläufigen Güter des Geschlechts hatten nun keinen andern Besitzer und Verwalter als ihn. Er bat um seinen Abschied, erhielt ihn, reiste einige Jahre in Italien und England und kehrte gerad zur rechten Zeit nach Paris und an den

Hof zurück, um die neu aufsteigende Sonne des Regenten zu begrüßen.

Unabhängig, reich, einunddreißig Jahre alt hatte Octave in seinen Mienen und seiner Haltung einen herausfordernden, übermüthigen Zug, die Gewohnheit des Sieges über Feinde wie Frauen war ihm gleichsam auf die Stirn geschrieben. Später, als die Mädchen Rousseau's, die sentimentalen, am Klavier träumenden, blondlockigen Schwärmerinnen, die im Sündenfall noch mit den Augenaufschlag einer reuigen Magdalena die Tugend in der Höhe des Himmels suchen, alle Frauen entzückten und zur Nacheiferung, für die Rückkehr zur Wahrheit und Natur begeisterten, würde Octave vielleicht in der Härte seines Wesens, die sich auf seinen trotzigen Lippen abdrückte, ein geringeres Glück bei ihnen gefunden haben, für diese Tage aber war er der Held. Den Rausch eines Abends nannte diese Gesellschaft Liebe; wie es, in diesem Lande für ein lächerliches

Vorurtheil galt, seine Gattin zu lieben: — dies schreibt Charlotte von Orleans, die Mutter des Regenten — so wäre in den Kreisen ihres Sohnes, wenn die Tänzerinnen der großen Oper babylonische Tänze vor ihm und den Zechgenossen aufführten, Tänze, wie sie Thais vor Alexander bei dem Brande von Persepolis tanzte, eine Liebe, die vier Wochen dauerte, hinreichend gewesen, den Unglücklichen, der ihrer nicht los wurde, für immer aus dem Palais-Royal zu verbannen und zur Zielscheibe aller Spöttereien zu machen.

Viel Spaziergänger waren in dieser Dämmerungsstunde nicht mehr im Garten; Bekannte zu finden, schien Octave nicht zu erwarten, in freundlichsten Gedanken verloren, wenn man nach dem Lächeln um seinen Mund schließen durfte, jetzt einen Augenblick stillstehend, nun ein Lied trällernd ging er langsam in der Kastanienallee auf und ab.

Hinter sich hörte er da rufen: „Herr Marquis! Herr Marquis von Roche-Noire“ . . .

Sich umwendend erkannte er in dem Rufenden Herrn Pierre de Crozat, einen Liebhaber von Kunstsachen und Gemälden, einen freigebigen und gastfreien Mann, der neben einem Schatz der besten holländischen Bilder auch eine immer gut besetzte Tafel hatte.

„Guten Abend, Herr Crozat. Hübscher Sonnenuntergang, eine treffliche Landschaft, sehen Sie nur bei den Buchen dort drüben, welch' herrliche Durchsicht. Sie sollten einem von den vielen Malern, die von Ihrer Güte leben, den Auftrag ertheilen, das zu malen."

Mit einiger Verwunderung blickte Crozat, ein kleiner Mann mit feinen, klugen Augen, den jungen Marquis an und trocknete dabei mit seinem Batisttuch die vom eiligen Lauf erhitzte Stirn. Von seiner Reise in Italien war Octave, wie er behauptete, als ein Verehrer der schönen Künste heimgekehrt, mit Bewunderung sprach er von den venetianischen Meistern, am Hofe erstaunte man

über seine Kenntnisse, seinen Geschmack in diesen Dingen und ehe er Zeit hatte, Einspruch dagegen zu thun, ernannte ihn die Akademie der schönen Künste in Paris zu ihrem Ehrenmitgliede. Es war natürlich, daß er fortan sich selbst als einen der ersten Kunstkenner betrachtete und eine Vorliebe für die Malerei zur Schau trug, die ihn in Wahrheit nie erfüllt. Daß er ein schönes Bild einem schlechten vorzuziehen wußte: dafür hatte er Augen und einen durch die Anschauung der Meisterwerke lebhaft angeregten Sinn. Aber die Kunst an sich, in ihrer Hoheit und Reinheit war ihm das Gleichgültigste auf Erden. Geschickt jedoch gelang es ihm die Mängel seiner Erkenntniß zu verbergen und sich, wo er seiner Sache nicht sicher war, in ein vornehmes Schweigen zu hüllen. Sein Titel, die vorgeschützte Neigung zur Malerei führte ihn mit Crozat zusammen, im Augenblick merkte er heraus, daß er in ihm einen wahren Kenner und begeisterten Liebhaber der

Kunst gefunden, und er hielt sich fortan ihm gegenüber in einer klugen Zurückgezogenheit, die heut zum erstenmal in jenem Ausruf über die Schönheit des Gartens sich verleugnete.

Dies war die Ursache des leisen Erstaunens, des Lächelns, das verstohlen über die Züge Crozat's schlich; er hatte sein Tuch noch immer in der Hand, spähte, als suche er Jemand in den Schatten der Bäume, nach allen Seiten und antwortete: „Ein glücklicher Gedanke, Herr Marquis! Aber ich kenne nur einen Maler, der diese stillen Reize wiederzugeben vermöchte."

„Ich bin ein Narr, wenn es nicht Ihr Schützling Antoine Watteau ist."

„Getroffen. Als die Nymphen der Gärten die Wohnungen ihrer Schwestern, Thäler und Wälder, Felsen und Meer, von Claude Lorrain und Poussin verherrlicht sahen, wurden sie eifersüchtig und baten die Musen um einen Maler; die schenkten ihnen die Seele Watteau's und die

Nymphen zogen sie groß mit ihren Küssen. Wahrhaftig, Herr Marquis, Sie sollten dem armen Watteau den Auftrag geben, diese Allee für Sie zu malen und mit seinen Gestalten zu bevölkern; Sie sind es ihm schuldig, er hält Sie für seinen Feind."

„Ein Maler und ich sein Feind!" Verächtlich warf Octave die Lippen auf. „Er ist im Irrthum, Watteau, sagen Sie es ihm, im Irrthum. Am Hofe kann Keiner mehr Wohlwollen für ihn empfinden, als ich. Vorzüglich seit seinem letzten Bilde, das Sie so freundlich waren mir zu überlassen."

„Und gerade durch dies Bild glaubt er sich Ihre Ungnade zugezogen zu haben."

„Nicht möglich. Dies kleine Bild ist ein Meisterstück, es hat mir Watteau's ganzen Werth enthüllt. Sie wissen, ich bin mehr für die historischen Gegenstände, für die griechische Mythologie, Venus und Mars, Io und Jupiter, Paris und

die drei Göttinnen, eingenommen, als für Genre-
bilder. Aber hier, welche Feinheit, welcher Duft
und zumeist, lieber Herr Crozat, welche Bosheit!"

„Und daß Sie, allein Sie, eine boshafte Be-
ziehung darin entdeckten," hat den Künstler er-
schreckt."

„O," lachte Octave, „es hat eben nicht Jeder,
wie ich, eine Cousine wie die Frau Gräfin He-
loise de Villeneuve. Sie kennen meine Verwandte
nicht, Herr Crozat" —

„Und Watteau eben so wenig, ich verpfände
Ihnen mein Wort."

„Ich glaube Ihnen. Wenn ihm die Gräfin
bekannt, wäre es eine Frechheit gewesen, sie so zu
malen. Jetzt ist sein Bild die glückliche Einge-
bung des Genius. Meine theuere Cousine mit
einem Affen spielend, während ihr ein verzweifelter
Liebhaber mit elegischem Ausdruck auf der Flöte
seine schmachtende Zärtlichkeit vorseufzt — vor-
trefflich, bewundernswerth."

„Gegen seine Gewohnheit hat freilich Watteau diesmal die Figuren größer dargestellt, ihren Zügen mehr Bestimmtheit und individuelles Leben verliehen, in dem Flötenspieler erkannte ich unschwer ihn selbst wieder" —

„Und in der Dame sich meine Cousine. Ich müßte Ihnen im Grunde das Bild noch einmal bezahlen, Herr Crozat; aber das Vergnügen, das es mir vor einer Stunde bereitet, ist unbezahlbar. Ich war bei der Gräfin, ich hatte Nothwendiges über eine Reise, eine Erbschaftsangelegenheit zu reden und wollte mich, da wir einen gemeinschaftlichen Gegner haben, über die einzuschlagenden Schritte mit ihr einigen; leider fand ich sie nicht allein und auch nicht geneigt, ihren Besuch fortzuschicken. Ich weiß nicht wie und woher, plötzlich wandte sich das Gespräch auf die Kunst. Ihnen brauche ich meine Qual nicht zu schildern, lieber Herr Crozat — wenn man Schwätzer über die edle Malerei sprechen hört! Unserm Freund

Watteau erging es schlecht. Die Frau Gräfin nannte ihn einen einfältigen Burschen. Einfältig — einer der sie mit dem Affen spielend gemalt! Parbleu, wenn einer die Frauen durchschaut, ist es Watteau. Ich vertheidige ihn, ich rühme mein Bild. „Ist der Schatz sichtbar?“ fragt sie spöttisch. „In zehn Minuten, ich lasse das Gemälde holen.“ Und es kam, Herr Crozat, wurde gesehen, siegte! Die Gräfin stieß einen leisen Schrei aus, sie erbleichte bis unter die Augen; „ein Meisterwerk,“ sagte sie dann. „Und den Inhalt, Cousin Octave, können Sie ihn deuten?“ „Er liegt ja auf der Hand; die Frauen ziehen einen Gecken einem treuen, liebenden Herzen vor. Symbolisch, meine Cousine; der Affe bezeichnet die Narren, das Geckenthum, die Dame ist gleichsam die Wesenheit der Frauen in verführerischer, schönster Form —“ „Und der Flötenspieler? fragte sie, „Ist, um jeglichen Verdacht, als handle es sich hier um Wirklichkeit, abzuweisen, Watteau selbst,

Antoine Watteau, der große Künstler, der sich selbst verspottet." „Watteau! das ist Watteau —" ruft die Gräfin mit blitzendem Auge, einem Blick, der tödten sollte, allmählig aber sich scheu wieder unter die Wimpern zurückflüchtete. Watteau's Triumph war unbestreitbar, wie der Cäsars."

„Und der Ihrige, Herr Marquis. Aber aus dem Allen ersehe ich nur das Eine, daß meinem armen Freunde in dieser vornehmen, viel vermögenden Dame eine neue, schwergekränkte Feindin entstanden ist. Sie wird nicht ruhen, bis sie sich grausam gerächt."

„Frauenrache, Crozat, ist wie der Wind, heute Nordwind, morgen Zephyrfächeln. Ich nehme ihn unter meinen Schutz."

„Da müßten wir ihn erst haben."

„Ist er nicht mehr bei Ihnen, hat er Ihr Haus verlassen?"

„Vorgestern am Abend, um nicht wieder zurückzukehren. Meine Diener haben Paris nach

allen Richtungen durcheilt, umsonst, er ist verschwunden. Eine schwache Hoffnung führte mich nach dem Luxembourger Garten. Watteau liebt ihn seit seiner Jugend. Hier, in diesen Schatten, als er bei Claude Audran, dem Inspector der Gemäldegalerie drüben im Palaste, arbeitete, erschien ihm die Muse, ging ihm das Wesen der Kunst auf. Seine lieblichsten Träume hat er hier geträumt; für ihn war dieser Raum das glückselige Arkadien. Drinnen Rubens, draußen die Natur, im Wechsel wirkten sie bildend, erziehend auf ihn ein. Wenn er zu finden ist, durfte ich hoffen, ihn beim Sonnenuntergang hier einsam wandelnd zu treffen."

„Seltsam! Hatten Sie Streit mit ihm? Die Künstler sind empfindlich, von einem Hauch verstimmt."

„Nicht doch. Aber in Watteau ist eine eigene, unheilbare Unruhe; wie seiner Schöpfungen wird er auch bald der Räume, die er bewohnt, seiner

Umgebung überdrüssig. In seinem Herzen bewahrt er den Freunden das innigste und treueste Gedenken, allein äußerlich trennt er sich leicht, ohne Abschied von ihnen. Wenn man ihm Vorstellungen über dies ungeduldige, aufreibende Treiben macht, entgegnet er wohl: Ich suche mein verlornes Paradies. Mir ist, als wäre ihm unerwartet ein Glück, das er lange genossen, und zugleich auf eine unerklärliche, wunderbare Weise entrissen worden, diese Wunde blutet in ihm, sie treibt ihn von Ort zu Ort, sobald er nur einen Schimmer dieser Vergangenheit erblickt, blindlings ihm nach, weil er dort allein Heilung seiner Schmerzen, das Ideal seiner Kunst, das ihm vorschwebt, zu finden wähnt. Was ihm geschehen, hat er keinem Sterblichen enthüllt. Die geringste Frage danach erregt anfangs seinen Zorn und stürzt ihn nachher in die tiefste Betrübniß. Er ist ein wunderlicher Mensch, der einem die Freundschaft sauer macht und doch wieder in glücklichen Augenblicken

mit der vollen Hingabe seines reinen, begeisterten Herzens allen Verdruß und alle Sorgen reichlich vergütigt."

„Und hat ihn jetzt auf's Neue ein Irrlicht verlockt?"

„Ich vermuthe es fast. Den Tag über war er in seltsamer Bewegung gewesen. Aufgeregt irrte er durch die Gemächer. Selbst das Zeichnen, seine Lieblingsbeschäftigung, vermochte ihn nicht lange zu fesseln. Von seinen Bildern sprach er mit Verachtung. Wollt Ihr mir eine Freude bereiten, Crozat, verbrennt sie, sagte er mir. Dann fragte er ängstlich nach Ihnen, Herr Marquis. Sie würden ihn wegen seiner Beleidigung Ihrer Verwandten in die Bastille stecken lassen. Und er habe doch nie eine Heloise von Villeneuve gesehen, nichts von ihr gehört. Und was ich ihm auch erwiederte, ihn zu beruhigen, er schüttelte zu Allem den Kopf. Später, bei dem Untergang der Sonne, litt es ihn dann seiner Gewohnheit

nach nicht mehr im Hause, er nahm seinen Mantel um, ging und kehrte nicht zurück."

„Sonderbar! Aber wir müssen ihn wiederfinden, und wenn ihn die Erde verschluckt! Durch die Polizei, durch die bösen Geister. Es giebt ja Teufelsbeschwörer genug in Paris."

„Ich verlasse mich lieber auf meine beiden guten Augen."

„Und daneben vertraue ich meinem Stern. Ich hatte mir einen so schönen Plan ausgedacht, Watteau spielte die Hauptrolle darin — wahrhaftig, er soll mir nicht durch eine tolle Laune des Malers zerstört werden. Manche müssen zu ihrem Glücke gezwungen werden; so auch er!"

„Was ist für einen Künstler Glück?"

„Guter Wein, Herr Crozat, eine ausgewählte Tafel, schöne Frauen und Müßiggang. Nichtsthun und Spazierengehen ist das Leben der Götter."

„Einverstanden. Ich denke aber, Watteau ist

nur ein Halbgott. Dennoch sei er Ihrem Schutze empfohlen, Herr Marquis! Mein Gang hierher ist nicht umsonst gewesen, wenn ich ihm einen solchen Freund und Gönner gewonnen. Und nun, Vergebung, daß ich Sie so lange aufgehalten, guten Abend und glückliche Abenteuer!"

„Ei, Herr Crozat, welcher Verdacht! In welchen Farben mögen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Gattin schildern, schwarz wie Molière's Don Juan. Nein, kein zärtliches Stelldichein wartet auf mich — sondern sieben Uhr! Und richtig, da erscheint mein Mann. Ein Malteser, Herr Crozat! Sie sind beschämt; Sie werden zu Madame Crozat sagen: Octave de Roche-Noire ist ein junger tugendhafter Mann, er liebt den Mondschein und küßt Ihnen die weiße Hand. Guten Abend; für Watteau lassen Sie mich sorgen."

Während in gegenseitiger Verneigung die Männer von einander Abschied nahmen, war aus einer

Seitenallee der Ritter, den der schwarze Mantel mit weißem Kreuz kenntlich machte, näher geschritten.

Um ein Jahr mochte er jünger sein als Octave, sein Gesicht hatte einen weichen, fast frauenhaften Ausdruck, eine stille Schwärmerei in seinen edlen Zügen, zu der, als er jetzt vor dem heraneilenden Octave ein wenig seinen Hut erhob, eine breite rothe Narbe rechts auf der Stirn einen auffallenden Gegensatz bildete.

„Herr Chevalier d'Aydie, willkommen und meinen Dank, daß Sie meine immerhin wunderliche Bitte erfüllt."

„Warum wunderlich, Herr Marquis? Ich rede auch lieber unter den Bäumen, im Lustwandeln, als in einem engen, verschlossenem Gemach."

„Meine Freunde nennen mich den tollköpfigen Roche-Noire und meine Feinde stimmen ein, so muß es wohl wahr sein. Vielleicht ist auch das ein unüberlegter Schritt und klügere Leute hätten ihn gar nicht gethan. In drei Worten sind Sie

von meinem Anliegen unterrichtet, Herr Chevalier. Durch einen Zufall hörte ich, daß Sie sich im vergangenen Frühjahr einige Zeit lang bei meinem Oheim in der Provence aufgehalten."

„Bis wenige Tage vor seinem Tode; ich werde es immer bedauern, daß ich einer Ahnung, die mir zu bleiben gebot, spottete und ohne Noth abreiste. Der alte Herr mußte so allein sterben, ohne die Hülfe und den Zuspruch eines Freundes."

„Wie er gelebt. Verlassen Sie sich darauf, es wird ihm das Liebste gewesen sein."

„Vergebung, wenn ich widerspreche; Sie haben die Schale für das Wesen genommen."

„Ich? Parbleu, ich habe ihn nur einmal als Kind gesehen, ich glaube, ich war vier Jahre alt. Aber mein Vater, das Gerücht, seine Enkelin, die Gräfin von Villeneuve schalten und schelten ihn noch einen geizigen, mürrischen und boshaften alten Filz. Will man sich die Selbstsucht verkörpert denken, freilich in sehr unliebenswürdiger

Form, so ist es mein älterer Herr Bruder Sylvain de Roche-Noire, pflegte mein Vater zu sagen. Nun ist er todt; wenn's eine giebt, sei ihm die Unsterblichkeit leicht. Drei Erben warten auf seine Erbschaft: seine Enkelin, der Sohn seiner Schwester, mein Vetter Simon Riquier, und der Mann, der vor Ihnen steht, Herr Chevalier."

„Und sie, meine ich, am wenigsten braucht."

„Dank für die gute Meinung! Doch hoffe ich zu meinen Göttern, daß sie mein Oheim nicht getheilt. Und da sind wir bei der Sache. Sie waren der Freund meines Oheims, Sie lebten drei, vier Wochen mit ihm zusammen. Seine Hoheit, der Regent, äußerte noch kürzlich, Sie hätten große Geheimnisse in der neuen Kunst der Chemie aus Afrika heimgebracht. Dafür schwärmte auch mein Oheim; Sie werden in alle seine Gewohnheiten eingeweiht sein, was halten Sie von ihm, was sprach er von mir?" Und da der Chevalier nicht gleich eine Antwort auf dies

ungestüme Drängen fand, setzte Octave hinzu: „Wie streng Ihre Gelübde auch sein mögen, Herr Malteser, dies können Sie bewilligen."

„Ich weiß, daß der Marquis von Roche-Noire vom Chevalier d'Aydie nur fragen und fordern kann, was sich mit der Ehre verträgt. Nicht daher mein Zaudern also. Ich suchte nach Worten, Sie auf eine große Enttäuschung vorzubereiten. Sie glauben, ich hätte Ihnen Wichtiges, Entscheidendes zu enthüllen — ach!" unterbrach er sich lachend selbst, „nun begreife ich auch Ihre geheimnißvolle Botschaft, daß Sie diesen selten am Abend besuchten Garten zum Ort unseres Gespräches vorschlugen —"

„Begreifen Sie!" lachte auch Otave. „Ich fürchte die Späher meiner Cousine und wollte ungestört mit Ihnen sein."

„Welche Vorsichtsmaßregeln und zu welchem Zweck! Mein Wort, Herr Marquis, Ihr Oheim hat

zu mir nie eine Silbe von seinen Verwandten gesprochen."

„Und das Testament, das er, wir wissen es, während Ihrer Anwesenheit im Schlosse, aufgesetzt —"

„Ist mir noch unbekannter, als Ihnen."

„Sie waren nicht gegenwärtig?"

„In der Stunde, als der Notar mit seinen Schreibern eintraf, jetzt entsinne ich mich des Tages, ritt ich aus dem Schlosse nach Vaucluse. Am Abend, bei meiner Heimkehr, war der Marquis lustiger als gewöhnlich. Gegen seine Gewohnheit lachte er und rieb sich die Hände. „Abgemacht!" sagte er. „Ein schwieriges Geschäft?" entgegnete ich. „Schwierigkeiten für die, so nach mir kommen," gab er zur Antwort. „Abgemacht, Chevalier, sprechen wir von Vaucluse."

„Und Sie drangen nicht in ihn? Reizte Sie denn seine Sonderbarkeit nicht zum Nachforschen?"

„Ich bin nicht neugierig und an das Schweigen gewöhnt."

„Und Sie behandeln mich, als gehörte ich zu Ihrem Orden und wäre der Welt abgestorben; gute Kameradschaft, Herr Chevalier, und Aufrichtigkeit. Bleiben Sie nicht hinter dem Berge stehen," sagte Octave mit freundlich bittendem Ton, mit einem so offenen, Zutrauen erweckenden Ausdruck, und hielt dem Chevalier die Hand hin, daß dieser nicht umhin konnte, in die dargebotene einzuschlagen und aus seiner Gemessenheit und Verschlossenheit hervorzugehen.

Er erzählte aber, daß er von Avignon, wo er eine Botschaft an den päpstlichen Statthalter auszurichten gehabt, aufbrechend, bei einer Reise durch die Provence in die Nähe der Besitzungen des Marquis gekommen sei. Nicht Willens, den abenteuerlichen Mann zu besuchen, habe ihn dennoch ein plötzlich aufsteigendes Unwetter gezwungen, im Schlosse ein Obdach zu erbitten. Wider sein Erwarten und den bösen Urtheilen, die in

der ganzen Umgebung über den Besitzer gefällt würden, zum Trotz, sei er gastfrei aufgenommen worden. Beim Abendessen habe ihn der Marquis nach seinen Reisen gefragt, die Mittheilungen über Alexandria, Tunis und Algier, wohin ihn der Orden zur Auslösung von Christensklaven gesandt, hätten dem alten Manne eine außerordentliche Freude bereitet und eine tiefe Theilnahme in ihm erweckt. Er habe ihn nun zum längeren Verweilen auf dem Schlosse eingeladen, aus Tagen seien Wochen geworden. Wunderlich, eigensüchtig, hart und lieblos gegen Andere sei der Marquis gewesen, aber zuweilen wären diese dunkelen Seiten seines Charakters von dem hellsten Glanz der Menschenfreundlichkeit und aufopfernder Tugend überstrahlt worden, ihm hätte es geschienen, als sei die Feindschaft und die Verachtung des ganzen Menschengeschlechts, die der Marqnis zur Schau getragen, nur ein eiserner Panzer, sein wohlwollendes, ursprünglich edles,

aber früh betrogenes und verletztes Herz zu verbergen und zu schirmen.

„Wie dem sei, gegen uns, seine Verwandte, ist er hart geblieben, hart und kalt, wie Stein,“ fiel Octave hier, da der Ritter in seiner Erzählung eine Pause machte, ein. „Er hat uns nichts vermacht, nicht einen Pfennig! Hoffnungen freilich, einen ganzen Himmel voll Hoffnungen und Sie würden mich gering schätzen, wenn ich in dieser kostspieligen Zeit nicht auch diese Hoffnungen ausgebeutet. Der Niederschlag dieser Luftschlösser sind denn sehr reale, sehr wirkliche Schulden; Sie als Naturkundiger werden diesen wunderbaren Wechsel des Stoffes durchaus gesetzmäßig nennen. Das Gesetz und ewig das Gesetz! Warum kann man mit den Ordnungen der Natur nicht umspringen, wie mit denen der Gesellschaft? Also, Chevalier, mir wäre die Erbschaft meines Oheims erwünscht, meiner Gläubiger wegen, ich

war immer ein großer Menschenfreund. Allein, ich fürchte, ich bin der Begünstigte nicht —"

„Man hält den Marquis für unermeßlich reich, man sprach von vergrabenen Millionen — Uebertreibungen unzweifelhaft, doch machte seine Haushaltung, die Einrichtung seines Schlosses auf mich den Eindruck fürstlicher Pracht, selbst wenn Sie nur in geringerem Maße bei der Theilung bedacht wären ..."

„Chevalier, mein Herz sagt mir, du erhältst nichts. Der Schleicher wird es gewinnen, Simon Riquier, der Arzt aus Montpellier, der wird über die vergrabenen Millionen noch eine neue Schicht Erde schütten, während ich sie lustig hätte über die Tische rollen lassen. Mein Oheim hatte eine Neigung für die Plebejer, plebejische Tugenden, er sparte. Pfuy, das Wesen des Edelmannes ist Verschwendung. Er erlaubte die Heirath seiner Schwester mit einem Parlamentsrath aus Toulouse und da mein Vater sich dieser

ehrlosen Ehe widersetzen wollte, entzog er ihm die Summe, die er ihm jährlich ausgesetzt hatte."

„Auch dies erfahre ich zuerst von Ihnen. Ich bin in vollkommener Unkenntniß all' dieser Verhältnisse auf das Schloß Ihres Oheims gekommen und so von ihm geschieden."

„Herr Simon Riquier war nicht dort?"

„Während meiner Anwesenheit nicht."

„Schrieb mein Oheim Briefe?"

„Nicht einen einzigen."

„Chevalier, ich fange an, mich selbst für einen Narren zu halten. Aber das ist die Folge, wenn man sich mit Advokaten einläßt und wie die gemeinen Seelen an das Geld denkt. Mag es fallen wie's will, ich rühre keinen Finger mehr. Viel eher begebe ich mich in Ihre Lehre und lerne die Kunst des Goldmachens. Die haben Sie doch auch von den Ungläubigen aus Afrika herübergebracht? Zunächst und vor Allem Vergebung für meine thörichten Fragen und Dank für die

Stunde, die Sie mir geopfert. Seien Sie großmüthig, schenken Sie mir den Rest des Abends. Kommen Sie mit in die Komödie und nachher zum Regenten."

„Aber, Herr Marquis —"

„Keine Widerrede! An der Abendtafel ist der Regent nicht der Herr Frankreichs, nur Philipp von Orleans, der wackerste Edelmann unter der Sonne, der liebenswürdigste Gesellschafter. Wer ihn schmäht, hat kein Feuer im Herzen und keinen Witz im Kopf; das sind steifleinene, graue, tugendhafte Burschen. Vorwärts, Chevalier, vive la joie! vive le caprice! Ich verspreche Ihnen den besten Wein und die besten Witze auf dem Erdenrund."

„Und es geht doch nicht. Ziehen Sie kein Gesicht, Herr Marquis, nicht aus Blödigkeit! Entscheiden Sie selbst —"

„Ich will Sie anhören, aber nur auf dem Wege nach dem Theater. Mademoiselle Lecou=

vreur spielt die Emilia in Corneille's Cinna; das bedenken Sie!"

Am Ausgang des Gartens erwartete ein Diener in dunkler Livrée Octave; den Brief, den er seinem Gebieter gab, überflog der nur mit halbem Blick und steckte ihn in eine der weiten Taschen, die sich mit kostbarer Stickerei eingefaßt, auf den Vordertheilen seines amaranthfarbigen Seidenrocks befanden; dann ließ er sich den braunen Mantel um die Schultern hängen. „Ich brauche heut' keinen Wagen," sagte er, ihn verabschiedend und, als sie sich eine Strecke von dem Garten und dem Palaste entfernt, zu seinem Begleiter: „Nun zu Ihrer Geschichte, Chevalier."

„Ich wohne in einem alterthümlichen, weitläufigen Gebäude," begann dieser, „das seit König Franz I. unserer Familie gehört, für die Tapferkeit, die er bei Marignano bewiesen, schenkte es der König Robert d'Aydie. Von Geschlecht zu Geschlecht ist es seit Jahren an meinen Oheim,

den älteren Bruder meines Vaters, gefallen. Aber er verweilt selten und nur vorübergehend in Paris, er zieht seine Besitzungen in Languedoc der Hauptstadt vor. So hat das Gebäude etwas Vernachlässigtes und Verkommenes, nur wenige Zimmer im ersten Stockwerk sind eingerichtet und bewohnbar, die anderen gleichen Trödelkammern. Ein Malteser braucht nicht viel, ich bereitete so dem alten Kastellan keine gar zu heftige Bestürzung mit meiner Ankunft. Der große und wohlerhaltene Saal des Hauses dient mir ohnedies nur zu einem Spaziergang vor dem Einschlafen. In der gestrigen Nacht hielten mich mancherlei Gedanken wach, kein Buch wollte sie zerstreuen und mich beruhigen, ich beschloß einige Mal im Saale auf und ab zu gehen. Durch eine Glasthür tritt man aus ihm auf einen Balkon, früher lag hinter dem Hause ein Garten, aber seit zwanzig Jahren ist er an unsern Nachbar, Herrn von Ferriol, verkauft worden und nur

ein schmaler Rasenplatz uns übrig geblieben, rings um den steinernen Brunnen. Ich liebe es nicht, in fremde Häuser hineinzuschauen, ärgere mich auch, daß der Oheim den schönen, schattigen Garten, dessen ich mich aus der Kindheit noch wohl erinnere, verkauft, und war, so lange ich auch schon in Paris weile, nicht auf den Balkon hinausgetreten. Da nun in der Nacht lockte mich der volle Mondschein, der durch die Vorhänge der Glasthür und der Fenster verstohlen drang, hinaus. Ich öffnete die Thür — über das eiserne Gitter des Balkons sich lehnend, im schwarzen Sammetrock, ohne Degen, steht eine schlanke Männergestalt, wie ganz versunken in den Anblick des malerischen Bildes zu unseren Füßen. Bei dem Knarren der Thür wendet er sich leichthin nach mir zurück, grüßt: „Guten Abend!“ — Stimme wie Haltung die eines vornehmen Mannes — und vertieft sich wieder, schweigend, unbeweglich in die Betrachtung des

Gartens. Voll Verwunderung sehe ich ihn an; an einen Dieb läßt mich sein Wesen so wie seine Kleidung nicht denken; ist er wahnsinnig? „Aus!“ sagte er da; eben versinkt der Mond hinter den Thürmen von Notre-Dame. „Nun ist nur Schatten da, alles schwarz und farblos. Mein Herr, können und wollen Sie mir diesen Balkon auf acht Tage vermiethen?“ „Wenn Sie mir zwei Bedingungen erfüllen, vielleicht.“ „Welche?“ „Wozu wollen Sie diese luftige Wohnung gebrauchen?“ Jetzt schaute er mich an, wie einen, der seines Verstandes nicht allzu mächtig sei. „Wozu? Aber, mein Herr, das ist sonnenklar. Des Abends zum Sinnen, des Tages zum Malen.“ „Gut; und wie kamen Sie hierher?“ „Auf die einfachste Weise, ohne Zauberei, ich bin hinauf geklettert.“ „Vom Hofe aus?“ „Von dem Garten dort drüben.“ „Sie sind mit den Bewohnern jenes Hauses bekannt?“ „Keineswegs; ich wollte Sie eben um die Namen Ihrer

Nachbarn bitten.“ „Herr und Frau von Ferriol.“ „Sie haben eine Tochter?“ „Daß ich nicht wüßte.“ „Oder eine Nichte? eine jüngere Anverwandte?“ „Ich kann Ihnen nicht darauf antworten, ich komme nicht in ihr Haus. Allein meinen Balkon werde ich nach diesen halben Geständnissen Ihnen nicht vermiethen, mein Herr, Sie lieben die junge Dame?“ Wieder starrte er mich so wunderbar fragend an: „Lieben? Jenes Mädchen? Nein, ich liebe nur eine, werde nur eine lieben und sie ist es nicht.“ Kälter wehte der Nachtwind über uns, ich bat ihn, in mein Zimmer zu treten. Seinen Mantel, seinen Hut mit schwarzer Feder, die auf dem Boden des Balkons lagen, raffte er auf und folgte mir. „Wenn ich Ihnen trauen soll, sagte ich nach einer Weile, als er ein Glas Wein von mir angenommen, „müssen Sie mir zunächst Ihr Vertrauen schenken und mich in Ihre Absichten einweihen.“ „Gern. Hat Sie schon einmal die

Empfindung gepackt, daß Sie ein Stümper, ein Lump seien, Ihre Werke nicht der Betrachtung werth, daß es nichts Jämmerlicheres giebt, als ein halbes Talent, Ihre eigene Mittelmäßigkeit, die Sie aus jedem Pinselstrich schaurig angähnt? Und daneben, hier" — er schlug sich vor die Stirn — „in dem unglückseligen Kopf haben Sie Gedanken, Anschauungen himmlischer Schönheit, die Ihnen lachend entwischen, wenn Sie schon ihr Gewand festzuhalten wähnen. Pah, was ist das Sterben dagegen? In solcher Qual verließ ich gestern Abend meine Wohnung und irrte planlos durch Paris. Ich kam in diese Straße, vor jenes Haus. Ein Wagen fuhr vor, es mochte Mitternacht sein. Ein Mädchen stieg aus, überirdisch, wie ein Gebild aus einem Märchen, braunlockig, im silberglänzendem Gewande. Nun waren Sie schon drinnen, ich stand noch lange auf der Straße. So etwa sah das Ideal in meinem Kopfe aus, so mußte es die Gottheit

verkörpern. Am andern Tage umschlich ich das Haus von allen Seiten, ich suchte einen Eingang. Es gelang mir eine Nebenthür zu finden, durch die vermuthlich ein Gärtnerbursche gegangen war und sie wieder zu verschließen vergessen hatte, denn ich befand mich in dem köstlichen, duftigen, stillen Garten. Kein Mensch darin — nur ein einziges Mal erschien mein Ideal an einem Fenster des Hauses. Der Mond stieg auf, der Anblick wurde immer träumerischer, verführerischer. Dies malen, dachte ich bei mir selbst. Sind Sie ein Künstler? Nein! Aber da hängt ein Degen, Sie waren in einer Schlacht. Die Leidenschaft, die Sie bei deren Beginn durchtobt, glüht, wenn er eine neue Schöpfung ersinnt, in dem Auge und dem Herzen des Künstlers. Es ist ein göttlicher Wahnsinn. Und so, im halben Fiebertraum, erblicke ich den Balkon Ihres Hauses. Ein prächtiger Standpunkt für mein Vorhaben. Die niedrige Mauer, die Ihren Hof von jenem

Garten trennt, ist im Augenblick überstiegen; am Brunnen, im Grase, finde ich eine Leiter, sie reichte fast bis zur Höhe des Balkons; ein kühner Schwung brachte mich vollends hinauf. Da bin ich nun und ich denke, wir sind einig. Morgen beginne ich meine Skizze, in sechs, in sieben Tagen bin ich fertig, Sie werden einem Künstler nicht die erste Bitte, die er an Sie richtet, verweigern und die Musen auf immer aus Ihrem Hause verscheuchen." Das Abenteuer und der Mann gefielen mir. Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich, daß er im Augenblick nicht wisse, wo er die Nacht zubringen solle, nach seiner früheren Wohnung ginge er nicht. Ich bot ihm die meinige an, er nahm bereitwillig, ohne jede Scheu oder Weigerung, mit königlichem Anstand, als müsse es so sein, diesen Vorschlag an. Heute in der Frühe ging er aus, sich Farben und Leinwand zu kaufen, Geld schien er für seine Bedürfnisse im Ueberfluß zu haben. Sie geben zu,

Herr Marquis, ich würde ein schlechter Wirth sein, wenn ich meinen Gast, den ich den Tag über nicht gesehen, da Geschäfte bei den Ministern mich vom Hause entfernt hielten, gleich am ersten Abend allein ließe."

„Gewiß; welchen Phönix haben Sie eingefangen, unseren besten Maler, Antoine Watteau, nach dem seine besorgten Freunde die Stadt durchsuchen! Führen Sie mich zu ihm, ich opfere ihm die Lecouvreur. Sie sind ein Glückskind, Chevalier; und die Dame, die er belauscht hat, diese himmlische Erscheinung — das ist ein köstlicher Abend!"

Bald hatten sie das Ziel ihrer Wanderung, das Haus des Chevaliers, erreicht. Allmählig war ihre lebhafte Unterhaltung verstummt; obgleich Beide voll gespannter Erwartung, hing doch Jeder seinen besonderen Gedanken nach. Seinem Ernst und sinnendem Wesen gemäß, beschäftigte sich d'Aydie mit dem eigenthümlichen

Räthsel dieses Künstlerlebens, seinen Freuden, seiner Laune und seinem Unmuth. Octave, der trotz aller Versicherungen Crozat's, an einen geheimen Zusammenhang, an den Schatten eines Verhältnisses zwischen Watteau und seiner Cousine glaubte, schmeichelte sich mit der Hoffnung, es heut noch zu entdecken; die Gräfin war eine Freundin der Frau von Ferriol und ihrer Schwester, Claudine von Tencin; sie besuchte öfters ihr Haus, leicht möglich, daß sie es gewesen, die Watteau erblickt und sein Ideal genannt hatte...

Ueber eine breite, wohlerhaltene Wendeltreppe stiegen sie hinauf; der alte Diener hatte die Frage des Ritters, ob der Fremde oben sei, bejahend beantwortet. Geradwegs gingen sie so in den Saal, nach dem Balkon. Noch war er leer. Hoch am Himmel, zwischen den beiden gothischen Thürmen der Kathedrale stand der Mond. Entzückend war der Anblick, der sich ihnen bot. Der Garten der Ferriol's war auf zwei Seiten von

hohen Mauern eingeschlossen, man hatte mehrere Nischen darin geschlagen, in denen von Blumen und Gebüsch umrankt, steinerne Götterbilder sich erhoben. Was unschön, bauschig und geschmacklos an ihnen sein mochte, verbargen freundlich die Schatten der Nacht. Die Linden dufteten herauf, deutlich gewahrte man eine Reihe von Rosenstöcken mit weißen und rothen Blumen. Ein träumerischer Zauber wehte und webte über dem Allen. Jetzt bemerkte Octave's scharfes Auge eine Frauengestalt, die langsam vom Hause her durch den Garten ging, nah und näher der niedrigen Mauer, darüber hier und dort Epheuranken nach dem Hofe d'Aydie's kletterten...

„Aufgepaßt, Chevalier," sagte er halblaut und zog ihn von der Brüstung des Balkons zurück, damit das Mädchen unten ihrer nicht ansichtig würde.

„Das ist sie," sprach da eine sanfte, wohlklingende Stimme.

Hell und voll in das Antlitz des Mannes, der hinter ihnen an dem Pfosten der Glasthüre lehnte, schien das Mondlicht ... Eine hagere Gestalt, ein unruhiges Gesicht mit schwarzen, großen, vielbeweglichen Augen, dunkle Haare, ohne alle Kunst, in wilden, kurzen Locken niederfallend, die Stirn beschattend, einen unaussprechlichen Zug von Traurigkeit um den scharfgeschnittenen Mund mit dünnen Lippen — ein Gesicht, scheinbar ausdruckslos, wäre nicht eine gewisse fieberhafte Bewegung von Minute zu Minute zuckend darüber hingefahren, dem Sturmwind gleich, der ein Aehrenfeld beugt — die feine, längliche Hand, die bis zu den Fingern von weißen Spitzenmanschetten fast verhüllt war, streckte er aus, nach dem Mädchen im Garten zeigend ...

Es war Antoine Watteau.

II.

Bei dem Ausruf des Malers hatten sich der Marquis wie der Chevalier in rascher Bewegung zu ihm gewandt. Sichtlich erschrak Watteau über die unerwartete, ihn störende Gegenwart des Einen und etwas wie der Schatten eines Mißtrauens gegen den Andern lief über sein Gesicht.

„Nichts für ungut, Watteau,“ sagte halblaut Octave, „Sie müssen schon gestatten, daß auch wir Ihr Ideal betrachten und uns daran erfreuen, so weit es in dieser Entfernung und dieser Dunkelheit möglich ist.“

Noch bewahrte Watteau den scheuen und argwöhnischen Blick seines Auges, bis ihm der Chevalier freundlich die Hand drückte — ein Druck

so voll Ehrlichkeit und Treuherzigkeit, daß er ihn beruhigte.

„Eine Schöne aus dem Morgenlande," meinte indeß der Marquis, „meine theure Cousine ist es nicht."

„Sie hat auch einen ausländischen Namen," entgegnete der Maler.

„Lassen Sie hören! Wahrhaftig, Watteau, Sie sind ein viel liebenswürdigerer Bursche als ich mir je geträumt! Sie kommen hinter Geheimnisse" —

„Gar kein Geheimniß, Herr Marquis. Ich gehe immer gradwegs meine Straße. Einmal, vor langen Jahren, als ich aus Paris nach meiner Vaterstadt Valenciennes wanderte, ließ ich mich in einen Seitenweg verlocken, ich hab' genug daran, für mein ganzes Leben genug! Nach der Dame dort fragte ich heute am Morgen einen langen Tölpel, den ich am Portal ihres Hauses stehen sah. Aissé heißt sie, Mademoiselle Aissé."

„Aissé," wiederholte der Ritter, es war, als

läge ein eigener Wohlklang für ihn in diesem Namen.

„Wenn man die Wohnung und den Namen eines Mädchens weiß, hat man sie zur Hälfte schon erobert;“ dies war die Ansicht des jungen Marquis.

Ernst erwiederte Watteau: „Dies Mädchen nicht! Sie haben nicht in ihre stillen braunen Augen geblickt, Sie könnten sonst solche Lästerung nicht aussprechen. Erobert; nur die Frauen, die kein Herz haben, werden erobert, durch Schmeichelei, die Befriedigung ihrer Eitelkeit, die Schlechtesten durch Geschenke. Jene Augen aber fordern Liebe, wenn sie glänzen und lächeln sollen. Und Liebe? Wer von Euch Allen kann sie empfinden, wer kann sie geben?“

„Es ist also doch wahr und Crozat hätte Recht, Sie sind auf der Spur Ihrer unbekannten Schönen. Meinen Glückwunsch, Watteau, ich bin dafür bekannt, auf der Jagd kein Wild aufzu-

geben, nach dem ich einmal jage, kein Daphne, keine Atalante! Aber Ihnen gönne ich den Vortritt, gestehen Sie es nur, Sie sind in die Braunäugige verliebt, seien Sie Jupiter, ich bin Merkur."

„Ich bin kein Narr," antwortete der Maler trocken und trat in den Saal zurück.

Diese kurze Abfertigung stand denn doch in zu grellem Gegensatz zu der Begeisterung, die er vorhin geäußert, um seine Freunde nicht in ein herzliches Gelächter ausbrechen zu lassen. Dies verrieth sie, sehr gegen ihren Willen, dem jungen Mädchen, das jetzt plötzlich im Lustwandeln innehielt und zu dem Balkon emporschaute. Ihr Antlitz deutlich zu erkennen, verhinderte die Dunkelheit wie der Schleier, den sie halb darum gezogen, Octave, der sich weit vor über das eiserne Gitter beugte.

„Guten Abend, Fräulein!" grüßte er hinunter. „Ich wollte, Sie wären an meiner und ich an

Ihrer Stelle, dann könnte sich vielleicht das Märchen von den aus der Höhe herabschwebenden Feen in holder Wirklichkeit erfüllen."

Mit ihrer Hand winkend, erwiederte sie freundlich den Gruß und wollte sich nach einem andern Gang des Gartens wenden, um sich den Blicken der Lauschenden zu entziehen. So, in ihren weißen Gewändern, bei dem matten Schein des Mondes, hatte sie einen unbeschreiblichen Reiz — wie ein liebliches Traumgebild, das uns entflieht, schien sie im Entweichen noch freundlich mit der Hand zurück zu grüßen . . .

„Bleiben Sie, Fräulein Aïssé!" rief darum der Marquis. „Um der Kunst willen, Fräulein!"

Der Chevalier hatte, seit sie hinaufgesehen, seine Stelle nicht verändert, als wäre er festgebannt, so unbeweglich blieb er . . .

„Aber wer sind Sie denn, der Sie mich kennen?" fragte sie, von der Nennung ihres Namens

überrascht, hinauf; es war eine helle, glockentönige Stimme.

„Ich bin Octave de Roche-Noire, allein von mir ist hier nicht die Rede, es gilt Ihre Unsterblichkeit, Mademoiselle! Nicht Ihre himmlische, die verbürgt uns Ihr Engelsantlitz, sondern Ihre irdische. Hier steht Antoine Watteau" — und er deutete rückwärts nach der Balkonthür, in der mit über einander geschlagenen Armen der Maler wieder erschien — „er verspricht Ihnen ein ewiges Angedenken bei den Menschen, sein Pinsel wird Ihren Garten verherrlichen und zu einem Feenlande umschaffen. Sie selbst" —

„Mich mag er dann nur in Morgana verwandeln, die kluge Fee! Ich danke ihm für die gute Absicht — gute Nacht, Ihr Herren, und für Sie, Herr von Roche-Noire, auf Wiedersehen in Schloß Avalon."

„Schloß Avalon," rief Octave . . .

Da war sie schon, mit einer Geschwindigkeit,

die für die aufgeregten jungen Leute an Zauberei streifte, unter den Bäumen, in ihren Schatten, verschwunden.

> „Und will ich am Saum dann fassen
> Dein flatterndes, leichtes Gewand,
> Seh' ich aus der Ferne Dich grüßen
> Nur mit der schneeweißen Hand" —

sagte der Chevalier die Strophe aus einem alten provenzalischen Liede.

„Nach Schloß Avalon will sie," wiederholte indeß nachdenklich der Marquis.

„Aber das war ja der Wohnsitz Ihres Oheims" . . .

„In Avalon schenkte die gute Fee Morgana dem tapfern Ogier von Dänemark den Kranz der ewigen Jugend und, was viel besser ist, ewiger Vergessenheit," sprach Watteau vor sich hin.

Die drei Männer waren in mächtiger Aufregung. Jeden fesselte ein Anderes in der Erscheinung und den Worten des Mädchens. Den Balkon verlassend, warf sich Octave im Saal

auf einen der an den Wänden umherstehenden Sessel. Einige Kerzen, die der Diener inzwischen gebracht, erhellten nothdürftig den weiten, öden Raum. Bei ihrem Schein durchflog der Marquis den Brief, den er am Ausgang des Luxembourg-Gartens erhalten.

„Es ist richtig,“ sagte er dann. „Meine Cousine reist morgen in der Frühe nach Avalon; eine Freundin wird sie begleiten; wir wissen nun, wer es ist, Mademoiselle Aissé. Seit ich Ihr Bild gesehen, Watteau, hatte ich mir vorgesetzt, Sie mit mir zu nehmen, Sie der Gräfin von Villeneuve vorzustellen. Keinen Einwand, ich lasse Sie sonst in die Bastille stecken. Entweder den Thurm oder Schloß Avalon, Sie haben die Wahl. Und Sie, Chevalier, Sie sind der Dritte im Bunde, Sie reisen mit. Die Geschichte, die langweilig und unerträglich zu werden drohte, erhält jetzt einen romantischen Anstrich. Meine Herren, Sie sind meine Gäste auf Schloß Avalon; wenn ich

auch auf die Schätze meines Oheims verzichten muß, sein Weinkeller soll meine Rache empfinden. Einen Streich müssen wir doch diesem Plebejer, Simon Riquier, spielen, keine Flasche soll voll, kein Glas ganz bleiben in Avalon, darauf geben Sie mir die Hand."

In seiner leicht erregbaren Weise, seiner Vorliebe für einen steten und raschen Ortswechsel, war Watteau sogleich bereit, auf das Verlangen des jungen Edelmanns einzugehen; zurückhaltender äußerte sich der Chevalier, was sie dort sollten, in welche Gesellschaft sie kämen.

Darauf berichtete Octave von dem seltsamen Testament seines Oheims. Sylvain de Roche-Noire hatte festgesetzt, daß sein letzter Wille erst ein Jahr nach seinem Todestage, der auf den zweiten Juni gefallen, geöffnet werden sollte. Acht Tage vor der feierlichen Verkündigung seines Testaments hätten sich seine Verwandten, nämlich seine Enkelin die Frau Gräfin Heloise de Ville-

neuve und seine beiden Neffen Octave de Roche-Noire und Simon Riquier auf Schloß Avalon einzufinden; Jedem von ihnen sei es gestattet, drei Freunde oder Freundinnen mit sich zu bringen. In Festen, Tänzen, Jagdparthien sollten sie die Langeweile bis zum Tage der Testaments-Eröffnung tödten, von ihm selbst, dem Erblasser, bis dahin weder im guten noch im schlimmen Sinne die Rede sein; in der Frühe des wichtigen Tages aber hätten sie sich Alle nach der Capelle zu den Stufen des Altars zu begeben, auf denen sein Sarg stände, dort eine Todtenmesse für die Ruhe seiner Seele anzuhören und dann einer nach dem andern einige Worte des Lobes oder des Tadels über ihn zu sprechen, Jeder in vollster Freiheit des Gedankens wie des Ausdrucks. Wer nach der Meinung der Uebrigen das Beste und Treffendste gesagt, dürfe sich aus seinen Sammlungen von Bildern, Antiken und Kupferstichen wählen, was ihn das Vorzüglichste dünke,

und möge es zu seinem Angedenken werth halten. Damit nun während dieser ganzen Zeit kein Streit und keine Trennung ausbräche, hätte die Gesellschaft für die drei ersten Tage blindlings den Anordnungen der Gräfin Heloise zu gehorchen, für die folgenden drei übernähme Octave die Herrschaft, dann und bei der Testaments=Eröffnung würde Simon Riquier den Vorsitz führen. „Und so," schloß Octave seinen Bericht, „erfüllen sich all' unsere Wünsche auf das Glücklichste. Sie, Herr Chevalier, können dort an passendster Stelle meinem Oheim die Leichenrede halten und sprechen Sie so gut, wie vorhin zu mir im Garten des Luxembourg, gewinnen Sie den Preis; Watteau malt seine braunäugige Schöne und uns dazu, in etwas besserer Lage, als auf diesem, meiner Meinung nach, baufälligen und leidlich unbequemen Balkon, ich — ich werde einige Abenteuer erleben und die Liebe in Watteau's Sinne studiren.

„Hüten Sie sich, Herr Marquis," entgegnete

der mit traurigem Ton. „Man scherzt mit vielen Frauen, mit der Einzigen nicht. Die spielt mit uns, die zerreißt uns das Herz. Glücklich sind alle, welche die Liebe verschont. Ich gehe mit Ihnen. Schloß Avalon muß nicht weit von La Trappe liegen und ich frage mich oft, ob ich nicht besser ein Trappist sein würde, als ein unnützer Farbenschmierer. Aber das ist Sache der Gnadenwahl. So sehr ich mich mühe, die Welt zu fliehen, sie läßt mich nicht los. Immer auf's Neue zieht sie mich mit ihren Hoffnungen und Täuschungen in ihren Wirbel zurück. Wider meine Einsicht ist mein Wille gebunden. Nur eine Rettung giebt's aus allen Irrungen und dem ganzen Elend des Lebens, die Kunst."

„Geschmackssachen, Watteau. Bedenkt, daß es auf Erden viel unerträglicher wäre, wenn alle Menschen Heilige wie der Ritter oder Maler wie Ihr wären. Wenn wir einmal alle durch die Geburt dem Teufel verschrieben sind, mögen es

die bessern, die uns in's Leben riefen. Bleibt nur immer hübsch in Bewegung, dann laufet Ihr unversehens an mancher Gefahr 'und manchem Schmerz vorüber. Ich kann die Trübsinnigen nicht leiden, warum soll denn nur die Freude eitel sein und nicht die Klage? Nun, wir setzen dies herrliche Gespräch über irdische Vergänglichkeit an dem Sarge meines Oheims fort. Jetzt, Chevalier, Ihr Wort. Sie lassen uns streiten und streiten" —

„Vergebung!" D'Aydie raffte sich wie aus einem Traume auf; die Erscheinung Aissé's schien wie mit magischer Gewalt auf ihn gewirkt zu haben. „Ich bin zögernd und furchtsam in meinen Entschlüssen" . . .

„Außer in einer Schlacht," bemerkte verbindlich Octave. „Das ist keine Schmeichelei, es versteht sich von selbst bei einem Malteser."

„Ich überlegte —"

„Eingeschlagen, ohne Ueberlegung! Jeder der

drei Erben kann nach Avalon führen, wen er will, die Testamentsklausel gewährt unbeschränkte Freiheit. Und ich wette, es ist kein Mann dort, der sich mit dem Chevalier d'Aydie oder mit Antoine Watteau zu vergleichen wagt. Schon meiner Freunde wegen müßte ich Universalerbe werden."

War es nun seine Liebenswürdigkeit und Ueberredungsgabe, war es der Reiz des Geheimnißvollen und Seltsamen, der über dem Ganzen wehte und die beiden Männer bestimmte — sie schlugen in die dargebotene Hand Octave's ein. Sie beschlossen darauf, der Gräfin den Vorsprung zu lassen und erst am Abend des kommenden Tages, allesammt in der großen Reisekutsche des Marquis, die Fahrt anzutreten.

„Leichte Vögel wie wir," meinte der Chevalier, auf Watteau und sich deutend, „haben keine Vorbereitungen nöthig, wir sind immer wie im Fluge hin über die Welt."

Octave de Roche-Noire hatte jetzt nur noch eine Pflicht in Paris zu erfüllen, da er im Augenblicke keine Geliebte besaß, Abschied von seinen Trinkbrüdern im Palais-Royal zu nehmen und sich der Gunst ihres Hauptes auch während seiner Abwesenheit zu empfehlen. Was ihm sonst, in ruhigerer Stimmung schwerlich gelungen wäre, seine beiden neuen Freunde mit sich zu ziehen, machte ihm in dieser Stunde keine Schwierigkeit, sie waren alle in der Laune, sich unbefangen an die Tische der Götter zu setzen und mit ihnen Ambrosia und Nektar zu theilen, wie hätten sie ein Besonderes darin finden können, mit Philipp von Orleans ein Glas auf „vive la joie!“ zu leeren? . . .

Als sie wohlgeführt von Octave, durch die hinteren Höfe des Palais-Royal, eine Seitentreppe hinauf, das Zimmer erreichten, in dem heute die Versammlung der „Roués“ gehalten wurde, empfing sie ein rauschendes „Willkommen!“

Die Einen saßen schon um den Spieltisch, all' ihre Gedanken vom Landsknecht gefangen, die Andern standen lärmend, durcheinander sprechend, in Scherz und Tollheit und Frechheit sich überbietend umher. Alle von vornehmem Adel Frankreichs, Montmorency's, Mortemar's, Noailles, Crequi's, der junge Herzog von Richelieu, der spitzredende, boshafte St. Simon, der mit überlegenem Lächeln umherschaute, er kennt die Welt, ist er doch schon über vierzig Jahre alt und — wenn er nach Hause kommt, bucht er alle Geschichten und Anekdoten dieses Tages für die Nachwelt, einer der pfiffigsten Burschen, die je über das Parquet des Hofes geschritten . . . Nur Einer fehlte noch, Monseigneur Philipp von Orleans.

Ein hell erleuchtetes, prächtig geschmücktes Gemach, Bilder an den Wänden, Bacchanalien und Götterfeste, unbeschreiblich in unsern klug verstellten, gesitteten Tagen, laßt den Schleier

darüber fallen! Eine Tafel mit Silber gedeckt, in Vasen von Sevres-Porzellan duftende Blumen, viel Reichthum, selbst ein geschmackvoller Sinn in seiner Entfaltung, aber keine Musik, keine Frauen.

Dem und jenem der Gäste hat Octave seine Gefährten vorgestellt, er verbürgt sich für ihre Verschwiegenheit und ihr Trinken. Die jungen, hochmüthigen Edelleute lachen über den „Witz", einen Maler in ihren Kreis zu führen, sie freuen sich, daß sie diesen Abend einen neuen Gegenstand ihres Spottes haben. Größere Anerkennung erwirbt sich der Name des Chevaliers. Er ist in Afrika gewesen, das reizt. Die Sucht des Herzogs, in die Geheimnisse der Natur einzudringen, hat alle berührt, die in näherer Beziehung zu ihm stehen, sie verspotten mit ihm die Gottheit und fürchten sich wie er vor dem Teufel. Die Freigeisterei des achtzehnten Jahrhunderts ist auf das Innigste mit Aberglauben und Geistersehen

verbunden. Während sie die Tugenden der Heiligen läugnen und für die Ausgeburten einer toll gewordenen, mönchischen Phantasie ausgeben, wirkt in ihrer nächsten Nähe, auf dem Kirchhof zu St. Medard, der Kanonikus Paris noch im Grabe Wunder über Wunder und sie selbst, diese vornehme, über Himmel und Hölle sich erhaben dünkende Gesellschaft, wird die Beute jedes Abenteurers, der ihr ein Lebenselixir oder eine Todtenbeschwörung verspricht. Ein Johanniter aus Afrika! In dem Ritterorden des heiligen Johann haben sich, seit unvordenklichen Zeiten, alte Gebräuche, geheime Formeln, tiefere Kenntnisse der Natur, noch von den Weisen des Morgenlandes her, erhalten, wenn man die in fröhlicher Weinlaune dem Chevalier entlocken könnte! Hin und her fragend umdrängen sie ihn, der will von dem mohamedanischen Glauben, der andere von arabischen Mädchen Märchen und Wunderdinge erfahren, bis endlich einer — unter den buntfarbigen Röcken der einzige Schwarzrock

— dazwischen ruft: „Laßt doch die dummen Geschichten, der Chevalier ist ja der größte Zauberer.“

„Ah, Herr Abbé Dubois, keine Ihrer allbekannten Lügen! Keinen schlechten Scherz! Beweise!“

„Ja wohl, Beweise!“ so tönt's von allen Seiten, wie das Echo.

Der Abbé rückt sein Sammtkäppchen und lächelt — ein Lächeln wie das Grinsen eines Satyrs, ein breites, wulstiges, geröthetes Gesicht mit stark hervortretendem Kinn, eher das eines Grobschmidts als das eines Priesters, wenn es nicht so kluge und boshafte Augen hätte, eine gedrungene volle Gestalt: das ist der Liebling und erste Minister des Regenten, wie er in der Jugend sein Lehrer und Erzieher war. „Zauberer“ wiederholte er, „ich bleibe bei meiner Behauptung,“ und er faßt den Ritter an einen Knopf seines Kleides, geschieht es, um ihn festzuhalten oder um seine schöne, wohlgepflegte Hand zu zeigen? „Entscheiden Sie selbst! Giebt es eine vorurtheilslosere

Dame, die besser mit den Wölfen zu heulen weiß, die in Ihrer Gesellschaft, meine Herren, leben, lieben und trinken gelernt hat, als die Frau Herzogin von Berry? Nein! ich lese die allgemeine Zustimmung auf Ihren Gesichtern. Kleopatra und Messalina sind trotz ihrer anerkennenswerthen Versuche, das Leben zu genießen, Ziegeunerinnen gegen sie. Erst wir Franzosen haben alle Künste und alle Genüsse verfeinert und in dieser Kunst ist Monseigneur, der Regent, König und seine erlauchte Tochter Königin, sie sind einander werth. Wieder sind Sie alle meiner Meinung. Diese Prinzessin nun, der man sicherlich nicht die Tugend der Dummen, Beständigkeit in der Liebe, nachsagen kann" —

„Abbé, Sie werden sie doch nicht beschuldigen, daß sie Karmeliterin geworden?"

„Viel schlimmer, meine Herren! Wie sagt Virgil? Ich kenne die Spuren der alten Flamme; sie ist blaß, sie kränkelt, sie seufzt, Dido nach Aeneas."

„Unmöglich! Wer wäre der Grausame, der sie unerhört ließe? — Ist denn kein Anderer da, diese Flamme zu löschen?"

„Sie etwa, Mortemart? Sterblicher Jüngling, dem kaum der Flaum auf den Lippen sprießt, was willst Du mit dieser Göttin?"

„Pairs von Frankreich" — und Dubois erhebt seine Stimme über das Gelächter und den Tumult der Andern — „ich klage den Chevalier d'Aydie des Hochverraths an, ihn liebt die Prinzeß" ...

„Aber, Herr Abbé," wallt entrüstet der Ritter auf.

„Misericordia, Hexerei! Chevalier, Sie haben dies Herz gerührt?"

„Wie lange ist die Herzogin krank, Dubois?"

„Seit zehn Tagen."

„Bei Cythere, die Sache ist ernst. Eine Liebe von zehn Tagen! Chevalier, Sie sind ein Barbar."

„Beschluß des Hofes: Chevalier, Sie werden morgen" —

Aber Octave bemerkt noch rechtzeitig den steigenden Unwillen und die Zornesröthe in den Zügen d'Aydie's, um einem drohenden Ausbruch zuvorzukommen: „Still doch mit dem Lärmen! Sie lassen sich von Dubois' Kammerfrauengeschwätz aufbinden. Die Frau Herzogin von Berry hat sich zu einer Generalbeichte entschlossen, daher ihre Zurückgezogenheit und der Aerger Dubois', daß sie ihn nicht zum Beichtvater gewählt."

„Die Generalbeichte der Herzogin! Nicht übel das, Roche-Noire, schade, daß der Beichtiger zu ewigem Stillschweigen verpflichtet ist."

„Ich verwahre mich gegen die heimliche Beschuldigung, die in diesen Worten liegt, als scheuten die Handlungen der Prinzessin und die unsrigen die Oeffentlichkeit. Im Gegentheil, der Welt in das Angesicht trotzen und das Gesindel verachten, das ist mein Wahlspruch."

„Ich fühle nicht die geringste Gemeinschaft zwischen mir und dem Volke", sagte den Kopf

aufwerfend der Vicomte Henri de Rion, „wir stehen wie auf einem Thurm und sehen die Lumpe an seinem Fuß vorüberlaufen."

„Es wäre lächerlich, wenn man glauben wollte: Tugend und Gesetz seien für uns erfunden worden."

„Tugend? Aber das ist ja eitel Dunst; Dubois, Sie sind ein gelehrter Mann, wann ist das Wort in Aufnahme gekommen?"

„An dem Tage, als Pythagoras hundert Ochsen opferte, erklärten die Götter die Geopferten für tugendhaft."

„Pythagoras! Glauben Sie an Seelenwanderung?"

„Ich bezweifle zunächst, daß Sie eine Seele haben."

„Oho!"

„Aber, ich bitte Sie, wenn Sie in Wahrheit eine Seele besäßen, hätten Sie nicht längst sie dem Teufel verschrieben? Der Mensch ist eine Maschine."

„Ein abscheulicher Gedanke, da wäre ich dasselbe wie mein Bedienter."

„Nicht doch, es giebt ja goldene Uhren, silberne Uhren und Sanduhren, dieselben Unterschiede finden bei den Menschen statt."

„Da schlägt es zehn. Ich habe den fürchterlichsten Hunger und den angemessenen Durst; wo nur der Regent bleibt!"

„Er hat Staatsgeschäfte."

„Mit Mademoiselle Claudine von Tencin?"

„Fräulein Tencin? Abgedankte Gottheit, seit drei Tagen. Allein auf originelle Weise gefallen. Sie hat dem Regenten Vorwürfe über sein Leben und seinen Verkehr mit uns gemacht, sie hat ihm vorgestellt, daß Henri de Rion ein eitler Gascogner, Octave de Roche-Noire ein Spieler und Dubois ein Spitzbube wäre, sie hat Frankreich von uns befreien, den Regenten für den Ruhm begeistern und ihn zu einem tugendhaften Fürsten machen wollen, zu einem zweiten Kaiser Titus. Es soll

in irgend einem lateinischen Poeten eine Gardinenpredigt der Juno, als Jupiter einmal mit einem kleinen Rausch von der Erde heimkehrte, zu lesen sein, die hat die gelehrte Dame sich in gutes Französisch übersetzt — in das klare verständliche Französisch, das Molière's Dorine im „Tartüffe" redet und, immer der Verständlichkeit wegen, mit einigen ausdrucksvollen Handbewegungen begleitet."

„Und was that der Herzog?"

„Der ließ wie Jupiter den Sturm über sich hinsausen, neigte den Kopf und machte den Thränen und der Begeisterung der kleinen Person durch eine unerwartete, tiefe Verneigung ein Ende. Gute Nacht, Claudine, vor so viel Philosophie streicht die Liebe die Segel. Die listige, ehrgeizige Abenteurerin dachte Wunder, welche große Rolle an unserem Hofe zu spielen."

„Der Regent hat Recht, die Frauen sollten sich nur bemühen zu gefallen; daß sie denken, ist etwas sehr Ueberflüssiges."

„Es schadet dem Teint, aber freilich helfen sie diesem Uebelstande durch spanische Schminke ab."

„Dies ist der Fortschritt der Cultur, an die Stelle des Wesens setzt sie den Schein."

„An die Kenner des Alterthums: trug Laïs Schönpflästerchen?"

„Warum nicht? Die römischen Damen färbten sich die Haare roth."

„Es ist also Alles schon einmal dagewesen und wir haben nichts Besonderes."

„Ich dächte doch, Jeder sich selbst und das ist nichts Kleines."

„Das hängt allein von der Masse seiner Schulden ab; wer keine Gläubiger kennt, schläft ruhig."

„Einseitige Bemerkung: ich schlafe trotzdem jeden Tag bis zum Mittag, ich versichere Sie, den Schlaf der Gerechten. Wie meine Stiefeln für den Schuhputzer, gehören meine Schulden für meinen Intendanten."

„Aber Sie werden Ihren Leichtsinn noch empfinden, er bestiehlt und betrügt Sie."

„Das ist seine Pflicht, wie die meinige, betrogen zu werden, ich bin der Vicomte Henri de Rion und verstehe nur in zwei Dingen keinen Scherz, wegen meiner Liebesbriefe und meines Degens."

„Aha, die verwundbare Ferse des Achilles!"

„Nichts da, in siebzehn Duellen habe ich meine Gegner kampfunfähig gemacht und bin immer unverwundet geblieben."

Einer erhob sein Glas: „Auf den Degen des Vicomte de Rion, die neue Durandal."

„Aber nicht auf seine Orthographie", versetzte launig Octave, „man merkt ihr die Gascogne an."

Dieser Ausfall wäre schon hinreichend gewesen, die Eitelkeit des Vicomte zu kränken, auch ohne das Gelächter, mit dem er von den Andern aufgenommen wurde; dies Lachen reizte ihn noch mehr.

„Seit wann stehe ich mit Ihnen in Correspondenz, Herr Marquis?" fragte er auffahrend.

„Ich pflege Liebesbriefe nur aus schöneren Händen zu empfangen."

„Soll das heißen, eine Dame hätte Ihnen die meinigen gezeigt?"

„Und ich wäre Ihnen in der Liebe dieser Unbekannten gefolgt? Auf Cäsar Antonius! wie Sie wollen, Herr Vicomte, wie Sie es wünschen. Ich unterschreibe jede Ihrer Erklärungen."

„Auch hiermit?" Er berührte den Griff seines Degens.

„Auch damit", Octave neigte sich verbindlich.

„Still da, Versöhnung!" sagte ein Aelterer, der das Gespräch, so leise es geführt worden war, doch belauscht hatte. „Seid doch nicht solche Hitzköpfe! Und ich denke, Roche-Noire, Sie hätten nicht mehr viel Augenblicke hier zu verlieren, oder ist Ihre Abreise aufgeschoben?"

„Wenn mir der Herr Vicomte Aufschub gewährt, reise ich morgen nach Schloß Avalon in der Provence."

„Nach Avalon! Wohin Ihre Cousine, die Frau Gräfin von Villeneuve, geht?"

„Eben dorthin."

„Dann können wir dort weiter über meine Orthographie reden," entgegnete mit einem Lächeln der Ueberlegenheit und boshafter Freude Henri, „ich erhielt heute eine Einladung nach dem Schlosse von Ihrer Cousine."

Was auch in Octave's Seele bei dieser Eröffnung vorgehen mochte, er lebte lange genug in dieser Welt des Trugs, um unter der höflichsten Maske seinen Zorn zu verstecken. „Da ich selbst einigen Antheil an jener Besitzung zu haben vermeine, heiße ich Sie im Voraus hochwillkommen, keinen Besseren als den Vicomte de Rion hätte die Gräfin zu ihrem Begleiter wählen können."

„Ich weiß, daß die Freundschaft der Frau Gräfin für mich viel größer ist als mein bescheidenes Verdienst."

„Ja, die Frau Gräfin von Villeneuve", mischte

sich ein Anderer in die Unterhaltung, „das ist die klügste Frau am Hofe."

„Eine Dame, der selbst Dubois' verleumderische Zunge nichts anhaben kann."

„Armer Roche-Noire, und Sie lieben sie!"

Nun erfolgte ein allgemeines, fröhliches Gelächter, vergebens versuchte der Marquis Einwendungen vorzubringen. „Verstellen Sie sich doch nicht; Ihre Neigung ist ja offenbar. Gerade Ihr Zorn und Spott gegen Ihre Verwandte verräth Sie. Eine Frau hassen, heißt sie lieben und nicht wieder geliebt werden. Aber so seien Sie doch gerecht, meine Herren, Roche-Noire hat Schulden und die Gräfin Geld, ich begreife die Sympathien seiner Seele!" so riefen sie durcheinander.

„Schon wieder Seele! Nun werdet Ihr gar noch die Liebe in das Bereich der Metaphysik erheben," grollte ärgerlich die „Maschine Mensch."

„Was ist Liebe?"

„Ein Vergnügen, das erst die Cultur dazu gemacht, in der Natürlichkeit ist sie ein Zwang.“

„Also eine Erfindung wie das Landsknecht! Merkwürdig, wie klug unsere Vorfahren gewesen sind.“

„Mit dem Lobe der Vergangenheit seien Sie still! Was wollen alle ihre Erfindungen, Schießpulver, Buchdruckerkunst, Allongenperücken und Kunst zu lieben, gegen die göttliche sagen, die jetzt der Schotte Law dem Regenten verspricht: alle Schulden Frankreichs durch ein Stück Papier zu bezahlen.“

„Alle Schulden — Sacre-bleu! Auch die meinigen?“

„Auch die Ihrigen, auf ein Dutzend Millionen mehr oder weniger kommt es diesem Mann nicht an.“

„Ein neuer Moses! Die Wunder des alten wie des neuen Testaments erblassen. Meine Schulden bezahlen!“

„Auf diese Versicherung hin werde ich der kleinen Marie Lemaure das Perlenhalsband kaufen, das sie, wie sie behauptet, durchaus zu ihrer Rolle in der neuen Oper braucht", bemerkte tief nachdenklich einer der jüngsten Edelleute.

„Anselme de Noailles ist ein Platoniker, er schwärmt für eine Opernsängerin; er würde sich für ihre Tugend —"

„Pfuy, pfuy! Tugend, Frauentugend zumal! Créqui, Sie werden zur Strafe der unsichtbaren Gottheit dieser Räume Abbitte leisten" — forderten die Andern.

Créqui beugte das Knie: „Erhabene Gottheit, vergieb, wenn ein profanes Wort dein heiliges Ohr verletzt. Es entschlüpfte meiner Zunge aus irdischer Gewöhnung"...

„Créqui ist sechs Wochen in der Provinz gewesen, das entschuldigt ihn hinlänglich."

„Mich aber nicht, und ich, ihr Herren, ich glaube an die Tugend", das sagte Watteau.

Im Augenblicke trat eine Stille ein. Nach den ersten Spöttereien, die sie mit ihm getrieben und die Watteau, sein mürrisches, verbissenes Aussehen Lügen strafend, mit leiblichem Humor angehört und ohne Bitterkeit wiedergegeben, hatte der Verlauf des Gesprächs die Edelleute von ihm ab und zu ihren Genossen gewandt. Jetzt lenkte seine Behauptung, vielleicht auch darum, weil er sie so ruhig und kühl vorbrachte, die Aufmerksamkeit Aller auf ihn zurück.

„Der Maler, ein Ritter der Frauen! Hört doch den Maler! Aber, seltenster Phönix unter den Männern, woher stammen Ihre sittlichen Erfahrungen über die Treue des Weibes?"

„Aus dem Palais-Royal oder aus Versailles freilich nicht," erwiderte in unerschütterlichem Gleichmuth Watteau. „Aus meinem Leben eben so wenig; denn meine Herren, ein Mann wie ich, häßlich von Gesicht, vergrämten Gemüths, ist sicherlich nicht zu einem Liebling der Frauen erkoren.

Im Gegentheil, meine Erfahrung hat sie mir nur lügnerisch, falsch, eitel und treulos gezeigt. Was ist die Liebe? fragten Sie vorhin. Eine Narrheit, erwidere ich darauf, eine himmlische Narrheit, wie die Kunst. Und nur der Trunkene ist der wahre Mensch, der Nüchterne ist sein Affe."

„Bravo! Bravo! Dieser Watteau ist ein kostbarer Bursche; Aber bleiben Sie bei Ihrem Thema, bei der Tugend!"

„Ich bin dabei. Im nüchternen Zustande, wie jetzt, verlästere ich das ganze Geschlecht. Alles an ihnen ist Betrug und geht auf Betrug aus. Selbst das Glück, das sie verheißen, ist die nichtigste und eitelste aller Eitelkeiten dieser Welt. Hier aber", und er legte die Hand auf das Herz, „in diesem Sitz der Narrheit redet eine andere, eine süßere Stimme. Die redet von hochherrlichen, göttlichen Frauen, deren Gewand zu berühren, schon eine Seligkeit sei, wie viel mehr ihre Hand, ihre Stirn. Diese sind ewig blühend und ewig

schön. Die Treue ist ihr Wesen. Sie zu sehen, beglückt und befriedigt zugleich. Ihr Auge begeistert uns zu den herrlichsten Thaten, zu unvergeßlichen Werken, reichlich belohnt ihr Lächeln all' unsere Mühen. Ueber das traurigste und jammervollste Leben fällt ein Strahl der Verklärung, wenn sie flüchtig darauf niederschauen. Wer eine von ihnen liebt, der hat gelebt und keine Ursache zur Klage, wie hart auch sonst sein Loos gewesen sei. Vollkommene Trunkenheit, ihr Herren, aber zugleich wahrstes und höchstes Daseinsgefühl, die Weiber sind treulos, aber das Weib, das Ideal ist treu!"

„Bei dem Federbusch Heinrich des Vierten, das hier zu hören ist neu, aber es ist gut und um so muthiger, da es in Eurer Mitte geschicht."

Es war Philipp von Orleans, der so sprechend mit seinem Handschuh Watteau auf die Schulter schlug. Während Alle den Maler um-

standen, halb wider ihren Willen von seinen Worten gefesselt, war er geräuschlos eingetreten.

Nun fuhren sie doch auseinander und es gelang Octave, seinen Schützling dem Regenten vorzustellen.

Ein Mann im Anfang der vierziger Jahre, eine stattliche, heldenmäßige Gestalt, mit offenen aber bleichen, von Nachtwachen und Genüssen durchfurchten Gesicht, besaß Philipp von Orleans die Gabe, schon durch sein Auftreten und seine Haltung für sich einzunehmen, einer, dem man bessere Thaten zutraute, als sie dann schließlich doch die Geschichte von ihm aufgezeichnet hat. Von dem Vater, dem einzigen Bruder Ludwigs XIV., hatte er das Lässige, Fahrige, Unstäte, die Unlust zu allen anhaltend ernsten Geschäften, von der Pfalzgräfin, Elisabeth Charlotte, seiner Mutter, das Derbe und Cynische des Worts und der Handlung geerbt. Diesem Kopf war der Begriff des Schicklichen und der Scham nie gegeben. Dazu

der Hang seiner Natur nach Vergnügen und Müßiggang, den vielleicht eine strengere Schule und Erziehung gebändigt, der aber, da sein eifersüchtiger Oheim ihn von allen politischen Dingen fernhielt und selbst seinen kriegerischen Fähigkeiten keine volle und freie Entwickelung gestattete, nur um so wilder und unwiderstehlicher sich durch alle Schranken seine Bahn brach. Früh schon war der Herzog gewöhnt, das Urtheil der Menschen zu verachten. Als die Erben Ludwigs XIV. rasch hinter einander starben und nur ein Kind von wenigen Jahren, der nachmalige Ludwig XV., Philipp von Orleans von dem Thron trennte, hatte man ihn in der Hauptstadt, am Hofe, bis in die Gemächer des Königs hinein, des Mordes seiner Verwandten beschuldigt. Seine Vorliebe für chemische Untersuchungen schalt man Giftmischerei; die Verbrechen wären erblich im Hause der Orleans. Denn auf seinem Vater lastete, nicht ohne einen Schein der Wahrheit auch noch

für uns, der Verdacht, Schuld an dem frühzeitigen Tode seiner ersten Gemahlin, Henriette Stuart, gewesen zu sein. So gefiel sich die Menge darin, in dem Regenten einen „Abgesandten des Teufels“ zu sehen, und er hinwieder, vorurtheilslos und im Selbstbewußtsein seiner Unschuld, suchte ein Großes in seinem Trotz wider sie und die hergebrachte Ordnung. Aber sein Herz war gut, dem Mitleid zugänglich, treu in der Freundschaft und das Edle liebend.

„Wahrlich,“ sagte er darum zu Watteau, „Ihr seid ein Künstler. Und mit dieser Gesinnung, ich verspreche es Euch, mit dieser Hingabe an das Ideal werdet Ihr niemals ganz vergessen werden. Von uns,“ und er zeigte auf sich und die Gesellschaft, „wird freilich Madame L'Histoire nur als von den größten Schlemmern und Windbeuteln Frankreichs sprechen. Zur Tafel denn, Jeder bleibe bei seinem Leisten.“

Während des Mahles hörte jeder Zusammen-

hang des Gesprächs auf, einige Witzfunken sprühten hin und her, von diesen belacht, von Andern, die sich mit ihren Nachbarn in besondere Angelegenheiten und Unterhaltungen vertieft, weniger beachtet, bis denn eine Derbheit des Abbé wieder fast allgemeinen Beifall fand.

Denn zwei blieben theilnahmlos — wenn diese Kälte bei dem Chevalier d'Aydie nicht auffiel, da wenige Minuten genügt hatten, ihn allen als ein wenig für ihren Kreis und ihre Anschauunger passendes Mitglied erscheinen zu lassen, so erregte sie bei dem Herzog ein um so größeres Erstaunen. Zum ersten Male, seit er den Vorsitz in dieser lustigen Gesellschaft führte, war der Herzog wortkarg, er lachte kaum und blickte still vor sich hin. Ihm gegenüber saß Watteau, und zuweilen begegneten sich die Blicke beider, der feste, befehlende des Regenten, der unstäte, funkelnde des Malers, auf dessen eingefallenen Wangen der Wein,

der Lichtglanz, die eigene innerliche Erregung eine fieberhafte Röthe zauberten.

„Etwas Verdrießliches liegt dem Herzog im Sinn," lispelte Dubois seinem Nachbar zu.

„Vielleicht noch die Gardinenpredigt Claudine Juno's."

„Oder Law's Erfindung."

Ein Wort des Geflüsters mochte der Regent doch vernommen haben. „Sie bemühen sich umsonst, Abbé, hinter meine Gedanken zu kommen," fing er an.

„Ich bin auch nicht sehr begierig nach der Mittheilung der Geheimnisse der Götter, ich fürchte das Geschick des Tantalus."

„Nein, Abbé, ich mache Sie noch einmal, wenn ich in verzweifelter Laune bin, zum Erzbischof und zum Cardinal — Sie mögen dann die Sottisen, die Sie darüber hören, einschlucken, aber verhungern lasse ich Sie nicht. Und was ich dachte? Nach zehn Jahren, sagte ich bei mir,

wird in Folge des herrlichen Lebens, das wir führen, vielleicht Keiner von uns mehr an diesem Tische sitzen, wo wir sein werden, weiß jetzt wahrscheinlich noch nicht einmal Lucifer —"

„Und Monseigneur verlangen nach der Lösung des Räthsels? Hundert gegen Eins, ich wette, wir sehen uns Alle an der Tafel der Kleopatra in der Unterwelt wieder," rief Octave.

„Für das Drüben oder Drunten ist mir nicht bange," antwortete der Regent. „Folgen Sie mir, wie Ihre Ahnen dem Federbusch meines Ahnherrn folgten, ich bringe Sie glücklich in die Hölle, bei den Lilien Frankreichs! Auf Erden hat Dubois noch nie eine Messe gelesen, dort unten soll er die erste feiern. Aber Du irrst, Roche-Noire, ich dachte: was werden die von uns sagen, die nach uns hier an diesem Tische sitzen werden."

„Wenn es gescheidte Leute sind, werden sie bedauern, daß sie nicht zu Ihren Zeiten gelebt, Monseigneur."

„Monseigneur haben Respekt vor Madame L'Histoire? Das ist eine alte Großmutter, die Ammenmärchen erzählt. Sie wackelt mit dem Kopfe und strickt Strümpfe für die Enkel, das sind die guten Lehren und die Moral, wie unter den Fabeln von La Fontaine."

„Jedes Ding hat seinen eigenen Werth. Hoffentlich werden keine Gewürzkrämer und Seifensieder aus der guten Stadt Paris über uns zu Gericht sitzen, wir sind von besonderem Blut," sagte der Vicomte.

„Und außerhalb der Welt, wo ein paar zerschlagene Weinflaschen und die Entführung eines Mädchens an den Pranger bringen!"

„Herzog von Richelieu," rief der Regent dem letzten Sprecher zu, „ich warne Dich bei alledem, gieb Dein liederliches Leben auf, bessere Dich, junger Mensch! Ich lasse Dich sonst noch einmal in die Bastille stecken!"

„Oho, eine Zeit wird kommen, wo es keine Bastille mehr giebt,“ behauptete Watteau.

Aufspringend warf der Herzog sein Weinglas an die Erde. „Der hat mich verstanden.“

„Keine Bastille? Unsinn! Das wäre der Tag ohne Nacht, Frankreich ohne den König!“

„Unmöglich! Vive le roi! Vive la Bastille!“

„Was wollt Ihr?“ In dem Lärm der Uebrigen, weinglühend sprang auch Watteau von seinem Sessel auf. „Wofür haltet Ihr mich? Ich rufe mit Euch vive le roi! Ohne Fürsten keine Kunst! Aber wie Ihr, zwanzig, dreißig Menschen vielleicht, diese Tafel umstürzt, könnte es denen, die draußen stehen, den Millionen, nicht einmal einfallen, Euch und die ganze Herrlichkeit, die Ihr den Staat nennt, umzustülpen? Wie eine leergetrunkene Flasche umzustülpen? Wenn der Wein daraus ist, wozu ist sie noch nütze?“

„Der Mensch hat verzweifelt originelle Gedanken,“ meinte kopfschüttelnd Henri de Riou.

Der Herzog, der einige Mal rasch durch das Gemach geschritten, hatte seine Heiterkeit und Ruhe wieder erlangt. „Du bist ein toller Bursche, Meister Watteau. Trink' nicht zu viel, mein' Junge. Es muß schlecht mit der Kunst in Frankreich stehen, wenn der gute Wein Dir so rasch zu Kopf steigt. Bei St. Denis, ein Maler wie Du, sollte alle Tage Champagner trinken. Setzt Euch, es lebe der König! Die Regentschaft wird vorüber gehen, ich und Ihr und die Bastille dazu —"

„Und die Damen nicht zu vergessen," setzte Dubois gewandt hinzu, um das Gespräch von dem gefährlichen Punkt zu leiten, den es berührt.

„Ja, meine schöne Tochter, die Herzogin von Berry, und die Marquise Dübeffand —"

„Und Claudine Tencin und die Lecouvreur —"

„Und die Lemaure und Heloise von Villeneuve —"

„Und die alte Schachtel, die Maintenon —"

„Alle dahin!"

Bei jedem Namen, der genannt wurde, hatte der Regent ein Blatt von den Rosen gerissen, die vor ihm in einer Vase standen, und die Blätter in einen großen goldenen Becher geworfen, bald, da Jeder noch einen neuen Namen zu der langen Liste der Schönen Frankreichs fügte, war der Boden mit Rosenblättern bedeckt. „Wein her," gebot er dann, und als der Becher mit Burgunder bis an den Rand gefüllt war, sagte er: „Nun streue ich noch ein Blatt hinein: Aissé! Ja, sie werden dahingehen, aber damit von ihnen und uns doch ein Denkmal bleibe, dafür laßt den da drüben sorgen!" Und er deutete auf Watteau. „Jeder trinke daraus, bis kein Tropfen und kein Blatt mehr im Becher ist. Ventre saint-gris! So viele Dummköpfe und der Esel des Balaam sind unsterblich geworden, warum sollen wir es nicht werden?"

„Es giebt nur zwei Zeitalter, in denen zu

leben es sich der Mühe verlohnte," rief Octave, „das goldene Alter und die Regentschaft!"

„Vive la régence! Vive la sottise!"

So ging der Becher in die Runde.

Und während Jeder, wie die Reihe an ihn kam, daran nippte, sangen die Andern im Chor Villon's Lied „von den Damen der guten alten Zeit."

„Wo ist Echo, die göttliche Schöne,
Die über dem Fluß und über dem See
Antwort giebt dem Rufenden gerne —
Wo ist vom vergangenen Jahre der Schnee?"

„Wo ist die Königin grausamen Herzens,
Die in der Eifersucht wildem Weh
Buridan werfen ließ in die Seine —
Wo ist vom vergangenen Jahre der Schnee?"

Da fügte es der Zufall, daß der Becher, da Alle ihre Plätze verlassen hatten, zuletzt an den Chevalier d'Aydie gelangte, der entfernt in einer Fensternische stand. Nur noch ein einziges Rosenblatt schwamm im Wein; „Aissé" flüsternd, schlürfte er es hinab.

Wie war nur der Regent mit dem Fräulein bekannt geworden? Dieselbe Neugier und Unruhe, es zu erfahren, quälte ihn wie Watteau und Octave. Dennoch getraute sich Keiner, den Herzog um Aufklärung zu bitten; wie verschieden, günstig oder ungünstig, sie über die Frauen urtheilen mochten, das junge Mädchen im Garten der Ferriol's hatte sie mit einer gewissen Ehrfurcht vor der Weiblichkeit erfüllt und dieser Eindruck war noch zu neu und mächtig, als daß selbst der Marquis, der sonst mit seinem Spott auch gegen das Heiligste leicht fertig war, ihn in dieser Gesellschaft zu entweihen gewagt hätte. Denn mehr und mehr artete das Fest zu einer tollen Orgie aus . . . Der Wein floß über die Tische, während die Einen sangen, riefen die Andern nach Musik. Henri de Rion versuchte einen Solotanz und der Herzog von Richelieu sagte: „Es ist heute langweilig hier, warum sind keine Schauspielerinnen eingeladen?“

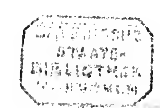
„Wollen wir sie aus dem Schlaf wecken und herführen?"

„Glaubst Du denn, guter Narr Noailles, Du wirst sie zu Hause finden? Laß Dich belehren, ohne Rausch und Nachtwachen giebt es keine großen Künstlerinnen."

„Die Welt, die Welt — was ist die Welt?"

„Eine taube Nuß" . . .

„Still," unterbrach der Herzog den Sprecher, „ich will Dir sagen, Richelieu, warum die Frauen heute von unserem Mahl ausgeschlossen sind. Und ehrlich wie Ihr Alle, die Ihr stets nur von Euren Siegen prahlt, werde ich meine Niederlage berichten. Bei Claudine von Tencin bemerkte ich neulich ein junges Mädchen, sie gefiel mir. Ich stamme von Heinrich dem Vierten. Ich wollte sie haben und sie schlug mein Anerbieten aus. Ihr Herren, Philipp von Orleans hatte einen Augenblick einen schlechten Gedanken. Das Mädchen lebt bei der Frau von Ferriol als Gesell-



schafterin. Die Ferriol bestach ich, denn sie ist eine vornehme Frau, aber die Kleine blieb fest, trotz aller Bitten, aller Drohungen ihrer Herrin. Wenn ihr keine Zuflucht unter den Menschen offen stände, die Seine sei groß und breit genug, ihre Unschuld zu bewahren. Das ist Muth, das ist Tugend! Und ich wäre nicht Philipp von Orleans, wenn ich es nicht empfunden. Parbleu! warum hätten wir sonst die Lilien in unserm Wappen? Ehre, wem Ehre gebührt! Das Mädchen heißt Aissé. Und wer von Euch ihr jemals begegnen wird, grüße sie."

„Wer hat Recht?" schrie Watteau triumphirend über den Tisch. „Es giebt ein Ideal!"

„Auch das muß denn hinunter getrunken sein," sagte Richelieu und erhob sein Glas. „Es leben die Vestalinnen!"

D'Aydie und Watteau drückten sich schweigend die Hände.

Weiter raste das Fest. Dubois lag schon halb ausgestreckt in seinem Sessel.

„Silen fällt vom Esel, aber Bacchus bleibt aufrecht,“ lachte der Regent. „Wir sind vom Blute der Götter“ — und noch einmal fing er eine Strophe Villon's zu singen an:

„Wo ist Johanna, das Lothringer Mädchen,
Die in Rouen zu Frankreichs Weh
Auf dem Scheiterhaufen verbrannte —
Wo ist vom vergangenen Jahre der Schnee?“

III.

Auf dieser letzten Höhe des Weges hielt der große, schwerfällige Reisewagen. . . Die Reisenden selbst waren ausgestiegen und betrachteten von hier aus das in einiger Entfernung von ihnen sich erhebende Schloß, das für eine Reihe von Tagen ihnen Wohnung sein sollte und in dem, wie sie wenigstens glaubten, seltsame Dinge ihnen begegnen würden.

Es war aber am Ufer eines entzückenden See's. Fast ganz konnte das Auge ihn von diesem Punkt aus übersehen, nur gegen Norden hin wurde durch die Krümmung des Weges das eine Ende des See's den Blicken entzogen, desto schärfer und deutlicher trat im Süden, gerade vor ihnen, die

Landzunge und der Hügel darauf hervor, die das Wasser begrenzten. Die neunte Stunde des Abends — der Mond stand über der Gegend. Sein Licht glitt, sie versilbernd, über die Fenster des Schlosses hin, widerspiegelnd im Wasser schimmerte ihr Glanz und der Schein des himmlischen Gestirnes. Auf dieser goldigen Furche, die sich durch das grünliche Wasser zog, fuhr eine leichte Gondel der Spitze des See's zu. Die beiden Damen aber, Heloise und Aissé, die jetzt mit ihrem Begleiter, dem Vicomte de Rion, unter den rothblühenden Kastanien standen, achteten nicht der Gondel, sondern hatten nur Aufmerksamkeit für das in alterthümlichen Mauern und Zinnen vor ihnen aufragende Avalon. Eine gegen die Höhe seiner Thürme verhältnißmäßig niedrige Ringmauer mit einigen Pförtchen, von denen steinerne Stufen zum Gestade hinabstiegen, umgab das Schloß und den hinter ihm sich ausbreitenden Garten; seine dichtbelaubten, hochästigen Bäume warfen breite, tiefe

Schatten über das Wasser. . . . Alles heimlich, eigen, durch das phantastische Spiel des Mondlichts noch wunderlicher erscheinend, als es am Tage sich zeigen mochte. Sie, die von Lyon bis hierher eine beschwerliche, durch die Hitze ermüdende Fahrt gehabt, genossen doppelt, wie den Anblick, der das Herz mit den Gedanken der Stille und Ruhe erfüllte, so die erfrischende Kühle, die von dem Wasser, der sanftbewegten Luft des Abends um ihre Stirnen fächelte.

In solchen Augenblicken lernen auch die Schwätzer eine Weile das Schweigen, zumeist, wenn sie, wie Henri de Rion seit dem letzten Orte, wo die Reisenden um sechs Uhr ein wenig gerastet, fast drei Stunden allein die Kosten der Unterhaltung getragen und ihre Beredsamkeit erschöpft haben. Der Vicomte war darum nicht abgeneigt, sich seinen, und die Frauen ihren Gedanken zu überlassen und durch keine „geistvolle Wendung“ die Ruhe der Natur und des Nachsinnens zu stören.

Bis zu dem Auftreten Rousseau's in der Pariser Gesellschaft und ihrer Europa beherrschenden Literatur findet man keine Spur, daß sich die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts sonderlich von der Betrachtung der Natur, von dem Zauber landschaftlicher Schönheit berührt und hingerissen gefühlt. Die großen Landschaftsmaler, Salvator Rosa, Claude Lorrain, Everdingen und Ruysdael, sind alle todt: die französische Gartenkunst schmiegt ihre Phantasie nicht schonend dem von der Natur Gegebenen an, sondern verschneidet Bäume und Hecken in eigenmächtiger Willkür zu ihren abenteuerlichen, oft geschmacklosen Gestalten und Formen. Dieser Richtung folgen Alle — und es wäre unrecht, den Dreien auf der Höhe eine Schwärmerei anzudichten, von der vielleicht nur Aissé den letzten und leisesten Hauch empfand. Bei Heloise wie bei dem Vicomte war die Neugier das vorwaltende Gefühl. Was in jenem Avalon, das so geheimnißvoll herübersah, geschehen würde, beschäf-

tigte beide ausschließlich. Denn obgleich die Schulden Henri de Rion's nur für seinen Intendanten gehörten, hatte er doch nicht ganz die Kunst des Rechnens vergessen. Die Hand der schönen Wittwe zu erobern schien ihm noch ein besseres Mittel, seinem Geldmangel aufzuhelfen, als das Elixir, mit dem Law Frankreich von seinen Staatsschulden heilen wollte. Und allzufern konnte er dem ersehnten Ziele seiner Wünsche doch nicht sein! Wenn man einer Dame vom Beginn eines Jahres bis fast in seine Mitte, einige kleine Liebschaften mit Tänzerinnen abgezogen — Treulosigkeiten, die in der Regentschaft nicht zählen — treu gehuldigt hat; wenn man ihr acht Tage auf einer langweiligen und traurigen Reise — denn die Menschen jener Zeit dachten über das Vergnügen des Reisens bei den schlechten Straßen, den schlechteren Wirthshäusern und der tödtlichen Langsamkeit der Fahrt weit anders als wir — zum Begleiter, Beschützer, zu einer Art Reisemarschall gedient,

ohne sich in ihre schönere Freundin und Gefährtin zu verlieben; wenn man eine köstliche Woche vor sich hat, die man in Festen und Tänzen, auf Spaziergängen, im süßen Nichtsthun mit ihr dahinleben wird, und nebenbei ein so vollendeter Cavalier ist, als Henri de Rion es nach seiner und der Freunde Meinung war: da höre man nicht die Geigen der Engel im Himmel klingen und tönen! Nicht in seinem schlimmsten Traum war dem Vicomte in den elenden Gasthäusern, in denen sie nothgedrungen ein und ein anderes Mal hatten übernachten müssen, ein Mißlingen seiner Bewerbung als im Bereich der Möglichkeit liegend erschienen: er sah sich immer nur an der Seite Heloisens, als Besitzer des Schlosses Avalon. Es galt allein, vor dem entscheidenden neunten Tage und dem Gange nach der Kapelle sich des Herzens seiner Angebeteten zu versichern, ihr vorher in aller Form eine Erklärung zu machen — denn nach der Testamentseröffnung, wenn sie als die

Erbin von Millionen dastand, hätte die argwöhnische Heloise seine Liebe vielleicht für eigennütziger als vorher gehalten und ihn mit höflicher Verneigung heimgeschickt. Ueberdies sind die Launen einer Dame, die Millionen besitzt, unberechenbar. So lange ihr Schicksal noch unentschieden war, mußte sie Henri gewinnen. Dieser Entschluß reifte jetzt unter den Bäumen, während sie zwei, drei Schritte vor ihm stand, das Gesicht ihm halb zugewendet, mehr und mehr in ihm. Er verwünschte die Gegenwart Aissé's — wäre er in dieser Stimmung mit der Gräfin allein gewesen, er hätte gesprochen. Gute Worte saßen ihm auf der Lippe, morgen — ja wer nur wüßte, wohin morgen alle diese unausgesprochenen Gedanken und Gefühle mit Mondschimmer und Baumrauschen gegangen sein mochten? Ob sie wiederkehren würden?

„Das also ist Avalon," sagte da Aissé.

Heloise nickte und zog die Freundin näher an sich. „Ja, Avalon — mein Schloß und mir

doch so fremd, wie Ihnen. In meiner Kindheit, in meinem siebenten Jahre, brachte ich einen Sommer und einen Herbst in ihm zu. Später zerfiel der Großvater mit meinem Vater und meiner Mutter, erst jetzt sehe ich das alte Gemäuer wieder. Die Jugend wacht in mir auf, es soll meine Freude sein, Ihnen drüben im Garten die verschwiegenen Lauben und Gebüsche zu zeigen, wo ich so glücklich gewesen, weil ich ohne Sorgen und ohne Gedanken war, wo ich jetzt noch einmal, liebste Aissé, den Traum der Jugend mit Ihnen zu genießen gedenke."

„Und ertrug denn Ihr Großvater so leicht die Trennung von Ihnen?"

„Ich glaube doch. In unserer Familie erben sich gewisse Sonderbarkeiten fort, und schon früh sollen sich bei meinem Großvater Züge von Menschenhaß, Abneigung gegen den Lärm der Städte und eine Vorliebe für die Einsamkeit gezeigt haben, die wachsend, durch widriges Geschick verstärkt,

sich endlich wie ein Schatten über seinen sonst so klaren und weitsichtigen Geist legten. Er betrachtete uns wie Fremde, meine Mutter hat mir oft erzählt, daß er sich selbst mit einem Schiffbrüchigen verglich, den ein Sturm fern von der Heimath in ein ihm unbekanntes Land verschlagen, aus dem keine Rückkehr zu der Stätte seiner Geburt ihm erlaubt ist, und der nun bekümmerten Sinnes und rückwärts gewandten Blicks ein trauriges Leben dahinschleppt. Unser Begleiter, der lustige Vicomte, lacht still in sich hinein über solche Tollheit, und unter uns, ich bin auch der Meinung, daß mein guter Großvater an einer fixen Idee gelitten, aber Sie sehen, man kann siebenzig Jahre dabei werden und mit der grausamen Freude sterben, noch nach seinem Tode seine Erben auf die Folter zu spannen."

„Auf die Folter? Sind Sie unruhig über den Ausgang dieser närrischen Geschichte?" fragte

Henri. „Während der ganzen Reise versprachen Sie sich so doch lustige Tage!"

„Und hoffe sie noch. Aber bei dem Anblick jener grauen, düstern Mauern ergreift mich ein melancholisches Gefühl. Nicht aller Augen werden dort so hell glänzen, wie die Ihrigen, meine Aissé, und es wird genug verschlossene, finstere Mienen geben, die uns um das Sonnenlicht und das Lachen beneiden werden. Mir, was ist mir das Erbe meines Großvaters? Meinetwegen mag er doch sein Geld in den tiefen Brunnen des Schlosses werfen lassen. Um Avalon nur sollte es mir leid thun, wenn es in andere Hände fiele. Aber meine Verehrer und der ritterliche Vicomte voran betheuern mir ja, daß nicht einmal der Tod meines Gemahls meiner Gesichtsfarbe geschadet, der Verlust Avalons wird ihr noch weniger schaden. Freilich mein Herr Cousin! der zieht nicht triumphirend durch dies Thor, ich wette! Das Testament und wieder das Testament! damit ist er von

mir geschieden. Ihm läßt es keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Seine Schulden sind so zahlreich wie seine Liebschaften und wenn ihm sein Gönner, der Regent, nicht etwa aus Gnade zum Oberaufseher aller königlicher Bilder im Louvre mit einem anständigen Gehalte macht, wird er dem Beispiel seines Oheims nachahmen müssen, in die Provinz entschwinden und aus Vermögensrücksichten ein Menschenfeind werden."

„Oder er legt sich auf das Malerhandwerk, er liebt ja die schönen Künste," bemerkte der Vicomte, „Plebejerneigung."

„Und Sie lieben sie nicht, denn sie sind der Vicomte Henri de Rion," entgegnete Heloise mit leichtem Erröthen, es war doch ungewiß, ob vor Verdruß, ob aus Billigung seiner Worte.

„Ich verehre nur das Urbild der Schönheit, nicht den schwachen Abglanz, den die Maler von ihr wiederzugeben sich mühen, ich verehre Sie, Heloise, Sie allein" —

Aissé war bis an den Rand des Hügels vorgegangen, um der Gondel nachzusehen, die in gleichmäßigen Ruderschlägen sich der Gartenpforte näherte.

Als Heloise auf dies Geständniß des Vicomte ihre Hand, die er zu ergreifen suchte, an die Lippen legte, als wollte sie ihm so Schweigen gebieten, war sie von verführerischer Anmuth. Eine junge Frau mit lebhaften, herausfordernden Augen, blondhaarig, in einer gewissen Fülle der Gestalt, kleiner als die schlanke Aissé und beweglicher: wenn diese etwas Engelhaftes, Träumerisches hatte, besaß Heloise den Ausdruck und den Zug einer Bachantin — freilich nicht derer auf den griechischen Bergen, die Orpheus und Pentheus zerrissen, sondern mit frisirtem und gepudertem Haar, mit Reifröcken und brabanter Spitzen, ein schelmisches, trunkenes Gesicht, aus dem Geist und Leidenschaft sprachen. Aus Neigung hatte die Gräfin ihren, nun seit länger als fünf Jahren todten Gemahl nicht geheirathet, aber ihre Ehe war trotz-

dem ohne große Stürme geblieben. Auch das schlimmste Gerücht wußte ihr keine Untreue, keine Liebesgeschichte nachzusagen. Dem und jenem Cavalier mochte sie sich freundlicher erwiesen haben, doch war sie immer so klug gewesen, einen undurchdringlichen Schleier über diese Verhältnisse zu breiten, und so vom Glück begünstigt, daß ihn kein Zufall gelüftet; daß sie nie ihre Gunst einem Unwürdigen oder Leichtfertigen geschenkt, der in der Gesellschaft mit seinem Siege geprahlt hätte. Wenn am Hofe des Regenten Niemand an die Tugend einer Frau glaubte und sogar im Bürgerthum sich Stimmen erhoben, welche die Sittenlosigkeit billigten oder doch entschuldigten, war es schon ein Vorzug, den Schein der Tugend festzuhalten und jene offene Frechheit zu scheuen, d'rin das Laster damals vor dem ganzen Frankreich sich gefiel. Traute man indeß der Gräfin von Villeneuve nicht Abenteuer zu, wie sie die Herzogin von Berry an jedem Tage bestand, so wagten doch

auch nicht einmal ihre Freunde ihr ein gefühlvolles, für Liebe und Freundschaft empfängliches Herz zuzuschreiben. Im Gegentheil, an ihr erschien Alles selbstsüchtig, berechnet, ihr Kopf leitete ihre Empfindungen. Unbarmherzig spottete sie über die Schwächen der Frauen, und die Aufpasser in den Salons, die über die große Enttäuschung des Lebens hinaus nur noch die Beobachter der Welt spielten, wollten bemerkt haben, daß sie diejenigen ihrer Verehrer am grausamsten und kältesten behandelte, deren Huldigung die herzlichste und aufrichtigste war. Als hätte man unbedeutend, ein Flachkopf oder ein großer Wüstling sein müssen, um ihre Blicke auf sich zu ziehen. Nach letzterem Ruhme trachtete der Vicomte, vielleicht hörte ihm darum Heloise mit einigen Wohlgefallen zu. . .

So schwieg er denn auch auf ihren Wink nicht, sondern dämpfte nur seine Stimme, als er ihr sagte: „Sie thun mir Unrecht, Heloise, wenn Sie an meiner Liebe zweifeln, Sie thun mir weh,

wenn Sie mir das Aussprechen meines Gefühls verbieten. Ich schwöre Ihnen" —

„Bei Selenen's Silberblicken" —

„O, wenn Sie es wollen, bei der Najade dieses See's und allen Göttinnen, die in der stillen Nacht aus dem langweiligen Olymp Liebe suchend auf die Erde schweben" —

„Daß Sie mich lieben — aber, Vicomte, das ist ja eine alte Geschichte."

„Nein, ich schwöre Ihnen, daß nie eine Andere Vicomtesse de Rion wird, als Sie."

„Das wird ernsthaft." Der schelmische Ausdruck ihres Gesichts verlor sich und ein boshafter Zug ward um ihren Mund sichtbar. „Ich Ihre Gemahlin, Vicomte! Ja, das läßt sich doch nicht, wie in der Comödie, unter dem Ulmenbaum abmachen."

„Ein Wort nur, Heloise, einen Blick! Sie werden mir einen Hoffnungsschimmer nicht weigern."

„Eigentlich zürne ich Ihnen, Henri. Ich hielt Sie für uneigennütziger. Der Besitz meines Herzens, dacht' ich, ist sein höchstes Glück. Und das Herz, ein Frauenherz zumal, Vicomte — drüben in Avalon, in dem Schatten seiner Bäume, hätten Sie es vielleicht gewonnen..."

„Und hab' ich es verloren, Mitleidlose, weil ich Ihnen meine Liebe gestanden?"

„Liebe? Aber Sie wollen ja meine Hand!"

„Und schließt dieser Wunsch die Neigung aus?"

„Ja, mein Herr Vicomte, ich heirathe nur aus Aerger. Wenn mein gelehrter Vetter hier wäre, würde er es Ihnen mit dem Wort eines römischen Dichters sagen können."

„Der Marquis von Roche-Noire wird sich hüten, mich zum zweitenmal zu reizen, ehe er mir für die erste Beleidigung Genugthuung gegeben."

Die Erwähnung Octave's hatte die stolze Empfindlichkeit und die Eifersucht des Vicomte entflammt, er mochte annehmen, daß trotz ihres vor-

gespiegelten Hasses Heloise nicht durchaus gleichgültig gegen ihren Vetter sei, und ließ jetzt seine Augen finstern und durchbohrenden Blicks auf ihr ruhen. Allein die Gräfin lachte: „Sie hatten Streit mit Octave?"

„Und einen sehr ernsthaften. Sie können, wie ehemals die Damen bei den Turnieren, seinem Ausgang zusehen."

„Keinen Zweikampf, den gestatte ich nicht, wenigstens nicht in den Tagen meiner Herrschaft."

„Sie lieben ihn?"

„Oho! Ich erlaube Ihnen, sich außerhalb Avalon's gegenseitig die Degen in die Brust zu stoßen. Wie's Ihnen beliebt."

„Heloise!"

Das rief er so laut, daß sie wieder in ihrer ersten, hinreißenden Munterkeit den Finger auf ihren Mund legte.

Indem wandte sich Aissé zu ihnen.

„Die Gondel legt an dem Schlosse an, Heloise,

vielleicht ist uns Ihr Vetter mit seinen Freunden doch zuvorgekommen, ich bin neugierig, wen er mit sich geführt."

Die Gräfin schüttelte den Kopf. „Nein, er wird uns die Ehre des Vortritts lassen, er war immer ein höflicher Mann. Eher mag es Simon Riquier aus Montpellier sein, er hatte den kürzesten Weg und soll, wie Octave will, von meinem Großvater besonders begünstigt worden sein. Der mag vorsorglich vor unserer Ankunft schon das Inventarium Avalon's einer gründlichen Untersuchung unterzogen haben."

„Er — was hat der Plebejer dort zu suchen? Ist er nicht ein Arzt, wie Sie sagten?" warf Henri ein.

„Und ein geschickter dazu, mein schöner Herr," lachte sie. Er kann Deine Wunden verbinden, Armwunden wie Herzenswunden. Denn auf Liebestränke soll er sich verstehen."

„Sie steigen aus; wenn mich die Schatten

drüben nicht irren, ist eine Frauengestalt unter ihnen," sagte Aissé und erhob, einen rechten Grund wußte sie nicht, ihr weißes Tuch.

Da der Mond hell und voll über dem Wasser stand und die Gruppe unter den Kastanien mit klarstem Licht übergoß, auf Aissé's emporgehaltener Hand seinen zauberischen Schein streute, der Wind ihr Tuch wehend aufflattern ließ, mochten die an der Gartentreppe jetzt Landenden sie bemerken, und der eine von ihnen, auf der obersten Stufe stehend, nahm seinen schwarzen, kleinen Hut mit der schwarzen Feder ab und schwenkte ihn dreimal in die Luft.

„Sie begrüßen uns," rief Heloise, „vorwärts, Vicomte, damit wir noch vor Einbruch der Nacht in Avalon sind."

In so vielfachen Krümmungen zog sich indeß der Landweg zum Schlosse, daß der schwerfällige Reisewagen fast noch eine Stunde brauchte, ehe er das Thor erreichte. Der Hof war mit Fackeln

erleuchtet, die starken, mit Eisen beschlagenen Eichenholzthüren des gewölbten Portals schon geöffnet. Mit dem alten Haushofmeister in seiner schwarzsammetnen, mit Goldtressen besetzten Kleidung, der sich, wie er versicherte, der Frau Gräfin von Villeneuve noch als des kleinen Mädchens erinnerte, dem er vor zwanzig Jahren die Wege und Steige im Garten gewiesen, erschien unter dem Gewölbbogen des Thores der Mann mit der schwarzen Feder.

Einen gewissen Eindruck hatten die Reden Octave's, daß Simon Riquier ihr gemeinsamer Feind sei, daß man seine Ränke und Listen, sie um ihr Erbe zu verkürzen, so weit es noch in ihrer Macht stände, mit vereinten Kräften durchkreuzen müsse, doch auf Heloise gemacht; voll Spannung und Neugierde weilten jetzt ihre Augen auf dem schmächtigen Mann, der sich ihr eben, den Hut in der Hand, als ihren Verwandten vorstellte. Ein scharfgeschnittener provenzalischer Kopf, olivenfarbig im Gesicht, schwarz das Haar, ohne

Perrücke, ungepudert, in einfachster, bis auf den weißen Busenstreif und die schmalen Manschetten um das Handgelenk, schwarzer Kleidung, selbst der Griff des Degens mit Flor umwunden, jetzt vom schärfsten Licht der Fackeln beschienen, die sein Antlitz mit den dunklen, tiefliegenden Augen, den trotzig oder schmerzlich zusammengepreßten Lippen, wie ein helleres Bild auf einem düsteren Hintergrund erscheinen ließen: so war Simon Riquier, der berühmteste Arzt aus Montpellier, der, als im vergangenen Jahre, während des Hochsommers, die Pest Marseille verwüstet, dorthin geeilt war, und durch glückliche Kuren, die das Gerücht zu Wundern ausschmückte, einen bis nach Paris reichenden Ruf sich erworben. Zu lesen war in diesen verschlossenen Zügen nichts, wenigstens die Gräfin besaß diese Kunst nicht. Nur wie einen Schauer fühlte sie es über sich hinlaufen — sie war geneigt, es auf die plötzliche Veränderung der Luft zu schieben, die unter dem Ge-

wölbe gegen die laue Wärme der Frühlingsnacht etwas Erkältendes und Eisiges hatte.

„Willkommen, Frau Gräfin! Willkommen, mein Fräulein! Willkommen, mein Herr!“ so verneigte sich Simon Riquier mit ceremoniöser Höflichkeit dreimal vor den Reisenden. „Der verstorbene Marquis Sylvain von Roche-Noire, mein Oheim, zu dessen letzten Ehren wir uns hier zusammenfinden, hat in einem Briefe, den er kurz vor seinem Tode noch an mich gerichtet, die ersten Anordnungen der Feste und den Empfang seiner und meiner Verwandten und ihrer Freunde mir aufgetragen: in Folge dieses Wunsches bin ich seit vier Tagen im Schlosse. Ich sage noch einmal: Willkommen, und lege meine Herrschaft in ihre Hände, Frau Gräfin.“

„Ist unser Herr Vetter Octave de Roche-Noire schon eingetroffen?“

„Nein — er hat noch zwei Stunden bis Mitternacht Zeit.“

„Bis Mitternacht? Was heißt das, mein Vetter?“

Sie hatten den Hof durchschritten und näherten sich der Wendeltreppe, auf der ebenfalls mit Fackeln in den Händen ein Theil der Schloßdienerschaft aufgestellt war.

„Wenn die Thurmuhr Mitternacht verkündigt, beginnt der fünfundzwanzigste Mai, der Tag, den der Marquis als den ersten Festtag und den spätesten Termin des Eintreffens seiner Erben festgesetzt. Leicht könnte das Gericht entscheiden, daß die Späterkommenden ihre Ansprüche verloren haben.“

„Aber mein Vetter, welche Ungerechtigkeit! Nicht ich, nicht Octave, nicht Sie, hoffe ich, haben die Worte des Testaments so ausgelegt.“

„Ausgelegt, Frau Gräfin? Nicht doch, das ist die Sache der Advocaten. Ich gehorche blindlings den Befehlen meines Oheims.“

Wieder fühlte sich die Gräfin eisig berührt,

sie wechselte, indem sie sich noch einmal nach dem glänzenden Schauspiel im Hofe umwandte, der von Dienern und Pferden und Lichtern erfüllt war, einen Blick mit Aissé und legte ihre Hand auf Henri's Arm, als suche sie vor den schrecklichen Blicken und den scharfen, spitzen Worten Simon's, einen Schutz. Ein Trompetentusch begann da und wie durch Zauberei erglänzten alle Fenster des Schlosses. . .

Simon Riquier blieb unbeweglich, seit er Heloise begrüßt, hatte er noch nicht einen Zug seines starken Gesichts geändert.

„Wenn aber das Gesetz so hart ist, mein Herr," nahm Aissé das Gespräch wieder auf, „so sollten Sie einen, zwei, drei Boten, nach allen Richtungen aussenden, in denen der Marquis von Roche-Noire kommen kann, um ihn zu größerer Eile anzuspornen."

„Mademoiselle" —

„Vergebung, mein Herr! Ich darf hierin

keine Meinung haben, denn ich gehöre nicht zu den Erben, aber so handelte ich, wenn ich zu ihnen gehörte.“

Die festgeschlossenen Lippen Simon's bewegten sich unmerklich, doch erwiederte er nichts, bis Heloise ausrief: „Recht so, Aissé. Wo Sie sind, ist die Schönheit, die Tugend und die Wahrheit. Aus Ihrem Munde fallen auch nur Perlen, wie aus dem der Fee. Auf, lassen Sie die schnellsten Pferde satteln, die besten Reiter von den Dienern aufsitzen. Meinem Vetter entgegen! Das sei meine erste Handlung als Herrin Avalon's.“

„Auf Ihre Gefahr hin, Frau Gräfin;“ entgegnete Simon, seine Stimme war so kalt und so klangvoll wie früher.

Während er nun die Stufen, die sie schon hinaufgegangen, wieder hinabstieg und unten im Hofe seine Befehle gab, drängten sich die Drei flüsternd aneinander.

„Ein Wärwolf!“ sagte Henri. „Wenn er

ein Edelmann wäre, hätte ich mit ihm schon den schönsten Streit. Aber so! Ein Plebejer, ein Arzt — er vergiftet uns alle, das ist das Ende."

„Ich traue ihm nicht, daß er die Boten absendet", meinte Heloise. „Wären nur erst unsere Diener mit dem Gepäckwagen hier, daß wir einen sichern Mann Octave entgegenschicken könnten."

„Unnöthige Großmuth!" sprach Henri vor sich hin. „Im Grunde ist Simon Riquier viel verständiger, er hält die Erben fern, so weit er es vermag."

Da kehrte der Arzt zurück. „In wenigen Minuten reiten drei Boten aus dem Thore, Ihr Wille ist erfüllt. Bringen sie den Marquis herein, entscheidet sich das Testament zu seinen Gunsten: lassen Sie es mich nicht entgelten, Frau Gräfin."

„Gewiß nicht", unverkennbar brach nun doch ihre lang zurückgehaltene Verachtung in dem Ton ihrer Stimme aus. Sie fand in Riquier's Be-

nehmen die schnödeste und gemeinste Habsucht, eine Unredlichkeit, die sie um so heftiger erzürnte, je sorgfältiger sie den Schein höchster Gerechtigkeit wahren wollte. „Aber ich würde dann bedauern, Sie in mein Unglück mit hinein gezogen zu haben."

Schweigend verneigte sich Simon: immer von untadliger Höflichkeit, spanisch feierlich, mit dem dunklen Blick, den Heloise schon heimlich in ihrer Seele den „bösen" nannte.

So kamen sie in den Saal hinauf . . .

Hier, im Schein der mit Wachskerzen verschwenderisch besteckten Armleuchter, geschah nun die gegenseitige Vorstellung . . .

Bei der Vorführung der beiden Personen, die Simon Riquier mit sich nach Avalon gebracht, bedurfte es freilich der Anwesenheit Heloisen's, um Henri de Rion von einem tollen Gelächter oder einer hochfahrenden Bemerkung zurückzuhalten. Einen jungen, blassen Menschen, von linkischem,

blöden Wesen, wenn auch, wie Heloise sah, mit den schönsten blauen Augen, die je ein Jüngling gehabt, stellte der Arzt als seinen liebsten Freund Fortunio vor —

„Fortunio? Signor Fortunio?" fragte der Vicomte, als erwarte er noch einen Zunamen.

„Fortunio, nichts als Fortunio", entgegnete Riquier. „Jetzt eine Waise, seine Eltern starben in Marseille an der großen Krankheit. Er ist die Melancholie in unserm Kreise und damit der Scherz nicht fehle, habe ich mir erlaubt Madame Argentine, meine gute, alte Wirthschafterin, mit mir nach Avalon zu nehmen; kommt' nur her, die Damen werden Deiner Pflege bedürfen und der Herr Vicomte weiß aus den Ritterromanen, daß es keine gefangene Prinzessin in der Zauberburg ohne eine Schließerin giebt, die sie mit Argusaugen bewacht", darauf zog er aus der Nische, in die sie sich geflüchtet, eine alte, kleine, behäbige Frau an der Hand hervor . . .

Wechselseitig betrachteten sich Heloise und Aïssé, als wollten sie sich überzeugen, daß sie weder träumten noch selbst verwandelt wären, dann erwiderten sie die nicht endenden Begrüßungen Argentinen's mit einer so tiefen Verbeugung, wie sie etwa in Paris eine alte Herzogin empfangen hätten.

War das nun Alles eine beabsichtigte Verspottung ihrer Vornehmheit, war's ein Zufall, der ihnen lästig fiel, ohne daß Riquier die Schuld davon trug? Er lebte mit diesen Beiden, sie waren ihm theuer und werth, vielleicht hatte sich nie eine andere Seele, als sie, der seinen angeschlossen: warum sollte er sie nicht nach Avalon führen? Was wußte er denn von dem, was in Paris gute Sitte hieß? Konnte er nicht im besten Glauben gehandelt haben und die Worte des Testaments von den „liebsten" Freunden in ihrer vollsten Bedeutung genommen haben? Ließ man einmal die Schranke fallen, die das Bürgerthum von der adlichen Gesellschaft trennte, so war

weder in dem Aeußern noch in der Haltung Fortunio's und der alten Dame ein Ungewöhnliches oder gar Abstoßendes. Die Bescheidenheit und die mütterliche Sorglichkeit der einen, wie sie noch dies und das an der im Nebenzimmer gedeckten Tafel ordnete, die Schüchternheit und die trotz ihrer Schönheit bittenden Augen des Jünglings flößten im Gegentheil Vertrauen und ein leises Wohlgefallen ein .... in Aissé's zartem Herzen, wenn sie ihrer eignen Jugend gedachte, denn auch sie war eine Waise, elternlos, im fremden Lande, der Heimath auf ewig entführt, erhob sich das Mitleid mit dem armen Fortunio, der mit seinen hastig umherirrenden und sich ebenso rasch furchtsam senkenden Blicken sie und Heloise um Vergebung zu bitten schien, daß er sich in ihre Mitte gewagt... ihr war es erwünscht, daß sie bei der Tafel neben ihm saß, an der Gräfin Seite Simon Riquier, mit Madame Argentine

der Vicomte Henri de Rion: es war das größte Wunder, das ihm noch im Leben geschehen.

Die Stimmung der Gäste war doch zu verschieden, und bei Heloise wie bei Henri das Unbehagen zu vorwaltend, als daß eine lebhafte Unterhaltung hätte stattfinden und sie einander nähern können.

Heloise schützte bald Ermüdung vor; der Wagen mit der Dienerschaft war überdies angekommen, die Zofen der beiden Damen mit all' den Kleinigkeiten, die damals zur Nachttoilette einer vornehmen Dame gehörten.

Man brach auf — die Gemächer der Gräfin und Aissé's lagen neben einander, dem Vicomte flüsterte Heloise noch zu: „Morgen in der Frühe im Garten"...

Simon Riquier ließ es sich nicht nehmen, die Damen bis zu den Thüren ihrer Zimmer, ihnen den silbernen Armleuchter vortragend, selbst zu geleiten — Henri blieb daweilen im Gespräch

neben Frau Argentine sitzen, während Fortunio schwermüthig am Fenster lehnte.

Viel' Mühe hatte der Vicomte nicht von seiner Nachbarin die Geschichte Simon Riquier's und seiner Verwandten zu erfahren.

Die Geschichte war aber auch zu einfach, als daß man sie geheimnißvoll hätte verschweigen sollen.

Zu Toulouse war um das Jahr 1680 Martin Riquier ein angesehener, begüterter Mann, ein Parlamentsrath von hervorragendem Wissen, gerne gesehen vom Könige, dem er ein und ein anderes Mal Vorstellungen seines Gerichtshofes in Versailles knieend überreicht. Der protestantischen Lehre anhängend, gehörte er zu den festesten Stützen des reinen Glaubens in Languedoc. Daraus mochte auch wohl die Freundlichkeit und Achtung mit entspringen, die ihm der König Ludwig XIV. erwies. Denn schon seit Jahren trug sich der König mit dem Plane, das Edict von Nantes, das einst sein Großvater Heinrich IV. glorreichen

Andenkens den Hugenotten zur Sicherstellung und Freiheit ihrer Religionsübung verliehen, aufzuheben und in seinem Lande die Einheit des Glaubens wiederherzustellen. Nicht gleich gedachte er gewaltsam vorzugehen und die Widerstrebenden mit der Schärfe des Schwertes zum Wiedereintritt in die katholische Kirche zu zwingen. Noch schreckte er vor Grausamkeiten und jenen Ungerechtigkeiten zurück, die auf seine Stirn, und wäre sie tausendmal mehr noch von den Lorbeern der ihm huldigenden Künstler und Dichter bedeckt, ein unverlöschliches Brandmal gedrückt. Seine Huld, Ehrenstellen, Belohnungen sollten allmälig die Vornehmsten und Reichsten unter den Protestanten gewinnen und zum Abfall bewegen. So hoffte er auch Martin Riquier zu bekehren. Schon sprach man in der Gemeinde zu Toulouse von seinem Abfall wie von einem nur durch die besondere Gnade Gottes abzuwendenden Unglück, von den Kanzeln ermahnten ihn die Pfarrer an der Lehre der Vä-

ter festzuhalten und dem Beispiel der Makkabäer zu folgen, die nicht, wie die Könige Syriens es befahlen, vor den heidnischen Götzenbildern opferten: als er von dem Marquis Sylvain von Roche-Noire in geschäftlichen Angelegenheiten nach Avalon gerufen wurde. Sylvain hatte einen jüngern Bruder Bertrand und eine, aus einer zweiten Ehe seines Vaters geborene Schwester Louise. Der kurz vorher erfolgte, unerwartete plötzliche Tod seiner Gattin hatte seinen eingeborenen einsiedlerischen Neigungen neue Nahrung gegeben, wie er schon aus dem Dienste des Königs getreten, so wollte er sich jetzt ganz von der Welt und aus dem Getümmel des Lebens zurückziehen. Mit seinem Bruder verhandelte er, daß dieser die weitläufigen Güter der Roche-Noire's in Languedoc übernähme und ihm dafür eine jährliche Leibrente zahle, er hatte die Absicht, auf Avalon, dem Stammsitze der Familie, zu leben, weder den Hof noch Paris je wieder zu besuchen,

und auf dem einsamen Schlosse zu sterben. Dieses Geschäftes wegen hatte er den Parlamentsrath zu sich bescheiden lassen. In Avalon aber fand Martin Riquier sein Geschick in den schönen Augen Louisens, der noch jugendlichen Schwester des Marquis. Einige Zeit nach dem Tode ihres Vaters hatte sie in einem Kloster der Franziskanerinnen zu Marseille hingebracht und öfter auch den Wunsch geäußert, die Gelübde abzulegen. Das Gebot Sylvain's indeß, der mit despotischem Willen seine Geschwister beherrschte, zwang sie das Kloster zu verlassen, nach Avalon zu kommen und dort, zuerst als die Gefährtin seiner Gattin und dann als die Erzieherin seiner Tochter zu bleiben. So erblickte sie Martin Riquier. Von ihrer Anmuth wie von ihrem Geiste fühlte er sich gleich mächtig gefesselt. Allein er selbst war häßlich, aus bürgerlichem Geschlecht, dazu ein Hugenot: eben so viele Hindernisse, die jede Verbindung zwischen ihm und einer Tochter der Roche-

Noire's unmöglich zu machen schienen. Da geschah es nun, daß Sylvain mit seinen argwöhnischen, durchdringenden Augen die Liebe Martins, so wohlverborgen sie jener in seiner Brust wähnte, entdeckte. Und, da der Marquis sich stets darin gefallen, dem Urtheil der Menschen zu trotzen und die von ihm Abhängigen nach seiner Willkür zu lenken und ihr Schicksal herrisch zu bestimmen, so sprach er mit dem Parlamentsrath, dessen Kenntnisse und Rechtschaffenheit er schätzte, von dieser Liebe, ohne Unwillen und Erstaunen zu zeigen. Der Zustimmung des Bruders gewiß, wagte Riquier sich dem Fräulein zu offenbaren. Sie erschrak sichtlich, wußte keine Antwort und stammelte endlich: sie würde dem Worte ihres Bruders gehorchen. Nicht eine Stunde hielt der seine Einwilligung zurück. So wurde Martin Riquier der Verlobte Louisens und katholisch — diesen Uebertritt forderte das schwärmerisch von ihrem Glauben beseelte Mädchen nicht weniger gebiete-

risch als die Gesetze des Landes. Zwar erhob Bertrand, ihr zweiter Bruder, in heftigen Briefen, die er von Paris aus nach Avalon schrieb, Einspruch gegen eine Verbindung, die nach ihm das Blut und den Namen der Roche-Noire's mit unvertilgbarer Schmach beflecke, allein gerade dieses Auflehnen wider seinen Beschluß bestärkte den Marquis noch mehr darin. Reich ausgestattet, wie es sich für ein so vornehmes Fräulein geziemte, kam Louise in das Haus Riquier's nach Toulouse. Glücklich freilich, wenn Henri aus den halben Andeutungen der Erzählerin schließen durfte, war die Ehe nicht. Ihres Gemahls heiße, brennende Leidenschaft erwiederte Louise nicht, ihre klösterliche Frömmigkeit fiel wie ein kalter Wasserstrom auf diese Flammen. Beständig von seiner Eifersucht geplagt lebte sie in Unruhe und Unzufriedenheit ein qualvolles Leben. Als der König, seiner Pflicht und seiner Eide in der gewohnten Ueberhebung und Treulosigkeit der Fürsten

vergessend, das Edict von Nantes aufhob und der Süden Frankreichs von seinen wüsten und verwilderten Reiterschaaren durchzogen und geplündert ward, um die Hugenotten durch Qualen und Elend zu bekehren, zeichnete sich der jetzt zum Präsidenten des Gerichtshofes aufgestiegene Martin Riquier unter den Verfolgern der Gläubigen hassenswerth aus. Vergebens suchte seine Gattin, deren Frömmigkeit etwas von jener Süße und Milde hatte, wie die des heiligen Franziskus von Assisi, seinen blutgierigen Grimm zu besänftigen; es schien, als tobe er in Grausamkeit und Haß die ungestüme Leidenschaft aus, die sie ihm in Liebe nicht zu erwiedern gewußt.

Einen Knaben hatte Louise ihrem Gemahl geboren. Die scheue Furcht, die sie vor Martin empfand, vererbte sich auf dies Kind. Still, ohne Lachen und Lärm lebte es vor sich hin. Vor dem Vater zurückschreckend schloß es sich mit ängstlicher Heftigkeit der Mutter an. Zwischen

Vater und Sohn lag es von jeher wie ein dunkler Schatten. Zu welchem Unheil diese Abneigung ausgeschlagen, wäre der Präsident nicht frühzeitig gestorben, ehe Simon sein zwölftes Jahr erreichte, das konnte, wie Frau Argentine behauptete, sich Jeder denken. Martin Riquier starb reich begütert, von seinem Könige geehrt, vom Volke gehaßt und von Niemand beweint. Louise athmete bei seinem Tode auf, von ihr war gleichsam ein Stein genommen. In der Stadt, wo sie jetzt täglich den Namen des Todten lästern und verwünschen hörte, duldete es sie nicht, sie siedelte nach Montpellier über, auf dessen hoher Schule sich ihr Sohn bilden sollte. Hier faßte Simon, im Umgang mit einem alten Arzt Scabarus, der an dem stillen, viellernenden und in sich gekehrten Knaben sein Gefallen fand, den Plan, die Heilkunde zu studiren. Die Mutter, in Andachtsübungen verloren, die keinen andern Zweck ihres irdischen Lebens mehr sah, als das Glück ihres ein-

zigen Kindes, widersprach nicht, der Marquis, dem sie in der Angewöhnung leidenden Gehorsams die Absicht Simon's mittheilte und dessen Rath sie einholte, erkläte sich damit einverstanden: ein Arzt sei immer besser als ein Advocat, denn während dieser die Thoren nur um ihr Geld brächte, befreie jener Alle von der Last des Daseins.

Bis hierher war Argentine in ihrer Erzählung gekommen, als Simon Riquier zurückkehrte. Sein Eintritt ließ sie, wenn auch ohne jegliche Befangenheit, verstummen und der junge Fortunio wandte sich vom Fenster dem Freunde zu.

„Verzeihen Sie, mein Herr Vicomte," sagte der Arzt, „daß ich länger fern von Ihnen geblieben, als ich gewollt. Aber ein so großes Haus erfordert viel Aufmerksamkeit, dies und das verlangen die Diener zu wissen und ich bin nicht in solchen Dingen an das Befehlen und Anordnen gewöhnt."

„Keine Sorge, Herr Simon Riquier, Madame Argentine hat mich vortrefflich unterhalten."

„Sie ist für mich wie eine Mutter." Und er legte sanft seine Hand auf ihre Schulter. „Geh' nun, Du wirst müde sein, das war ein harter Tag für Dich."

Die alte Frau küßte ihm die Hand, verneigte sich vor Henri und ging in ihrer stillen Weise fast unhörbar aus dem Gemach.

„Wir hatten nämlich viel zu schaffen, um das Schloß für die Aufnahme der Gäste in Stand zu setzen," bemerkte Riquier, wie zur Erklärung seiner letzten Worte.

„Und Sie machten zur Erholung am Abend eine Gondelfahrt auf dem See?"

„Ja."

„Wir sahen Sie von der Höhe an der Gartentreppe landen, Fräulein Aissé behauptete sogar: eine schlanke, jugendliche Frau sei mit Ihnen an das Gestade gestiegen —"

Fortunio stand zwar in dem Schatten der Fensternische und der Vicomte kehrte ihm fast den Rücken zu, dennoch ward sein bleiches Gesicht bei dieser Aeußerung von einer jähen Röthe überflogen und erschrockenen Blicks hing er an den Zügen des Freundes —

In dem gelben Schein der Kerzen schimmerte das Antlitz Riquiers wie von dunkler Bronze, über die ein grünlicher Schimmer gleitet.

„Eine Frau?" entgegnete er. „Das Fräulein muß sich getäuscht haben. Fortunio, mein Freund, willst Du nicht einmal in den Hof gehen, mir war's, als öffneten sie eben das Schloßthor. Vielleicht bringt einer der Boten gute Nachricht."

„Gute Nachricht?" konnte sich der Vicomte nicht enthalten, zu fragen, während Fortunio sich so unbemerkt entfernte. „Mir schien es — und ich bitte im Voraus um Vergebung für meine Meinung — als sähen Sie der Ankunft des

Herrn Marquis von Roche-Noire nicht mit allzufreudiger Ungeduld entgegen."

„Und nun sage ich doch: gute Nachricht? Das Räthsel ist leicht zu lösen. Nicht für mich gut, aber für die Frau Gräfin, die ihren Herrn Vetter ungern hier vermißt. Was bedeutet mir das Kommen oder Fernbleiben des Marquis? Nichts Gutes, nichts Böses. Ich kenne ihn nur dem Namen nach und Sie begreifen, daß ich nicht der Mann bin, leicht Bekanntschaften und Freundschaften zu schließen."

War dies ein Geständniß? Sollte es dem Vicomte die Grenze andeuten, wie weit er diesem seltsamen Manne gegenüber vorgehen dürfe?

In einiger Erregung und nicht ohne durchklingenden Spott sagte er darum: „Der selige Marquis Sylvain von Roche-Noire muß wunderliche Begriffe von Festen, Geselligkeit und Freude gehabt haben. Ich dachte bisher, nur gute Freunde oder doch Menschen, die sich hin-

länglich kennen und durch das eine oder das andere Band aneinander gefesselt sind, gehörten zusammen an einen Tisch oder vermöchten vereint die Langeweile des Landlebens eine Woche zu ertragen; er kehrt die Sache um und will, daß wir, die, einer den Andern fremd, hier eintreffen, der Freude und der Freundschaft einen Tempel bauen sollen."

„Thöricht oder nicht, die Anordnungen des Verstorbenen müssen erfüllt werden."

„Sie haben es schon gesagt: bis auf den Buchstaben."

„Ja: denn wollte Jeder einen Buchstaben fortreden, möchte auch das Ganze bald fallen."

„Die Erben können sich über die Schwere der Bedingungen wenigstens mit Hoffnungen trösten, wir Andern sind die Schlachtopfer des menschenfeindlichen Marquis," und Henri leerte ein Kelchglas mit Burgunder, als gelte es, seinen ganzen Aerger hinunter zu trinken. „Der Wein

ist gut, und wenn Roche-Noire eintrifft, wird vielleicht auch ein Landsknecht und ein Würfelspiel möglich."

Simon Riquier machte eine seiner feierlichen, abwehrenden Handbewegungen. „Unmöglich, der Marquis hat während dieser neun Tage Kartenspiel und Würfel verboten."

Henri schlug die Arme über einander. „Molière's Misanthrope ist ein Kinderfreund gegen diesen Barbaren. Kein Spiel! Sind vielleicht auch die Liebesabenteuer verboten? Oho, mein Herr Marquis unter der Erde, ich werde dir am neunten Tage eine Grabrede halten, daß dir die Ohren gellen sollen."

„Liebesabenteuer" — sagte Riquier, jede Silbe langsam hervorbringend und mit so eigenem Ton, daß der Vicomte den Kopf aufwarf und die Hand in die Seite stemmte, bereit, auch die leiseste Beleidigung, die Jener etwa unvorsichtig ausstoßen sollte, nicht zu dulden — „dies Wort bringt mich

wieder zu der Eröffnung, die ich Ihnen vorhin machen wollte, Herr Vicomte, deretwegen ich Fortunio fortschickte, weil sie sich weder für die Seele noch das Ohr eines Jünglings eignet."

Henri hatte schon seine herausfordernde Stellung verlassen... dieser Mann wollte ihm ein Geheimniß anvertrauen? Es anzuhören war immerhin der Mühe werth.

„Daß Sie behaupteten, bei unserm Aussteigen aus der Gondel eine Frau bemerkt zu haben, erschreckte mich, denn es giebt in diesem Schlosse ein schönes Mädchen, aber sie war nicht mit uns. Ich bitte Sie inständig, Ihre Damen von weitern Nachforschungen abzuhalten und das unglückliche Mädchen in seiner Verborgenheit nicht aufzusuchen und zu stören."

„Aber —"

Seinen finstersten Blick richtete Riquier auf den Vicomte: „Ich spreche als Arzt zu Ihnen, sie ist wahnsinnig."

„Wahnsinnig!"

„Als ich in Avalon eintraf, unterrichtete mich der Haushofmeister von ihrer Anwesenheit. Sie befindet sich seit Jahren im Schlosse, in dem äußersten Thurm an der Wasserseite wohnt sie. Ich begab mich zu ihr, ich fand sie still, schön, gutmüthig, doch unheilbar. Wäre mir die Zeit nicht zu kurz gemessen gewesen, hätte ich gleich einen passenden Aufenthalt für sie aufgefunden und nicht, bei ihrem Fortschaffen, einen heftigeren Anfall ihres Uebels befürchtet, würde ich sie jetzt nicht in Avalon geduldet haben. Ihre Erscheinung möchte diese Festwoche, die schon nicht unter den heitersten Sternen beginnt, völlig verdunkeln. Ihre Hand, Herr Vicomte, daß Sie mir beistehen, das Geheimniß zu bewahren."

„Bei meinem Degen!" er schlug in die dargebotene Rechte ein. „Zu all' den Tollheiten, zu denen uns der Todte verdammt, noch eine lebendige Tolle: zu viel! Allein wer ist sie denn?

Ihr Name? Wie lange weilt sie auf dem Schlosse?"

„Darüber wollte oder konnte der Alte mir keine Auskunft geben, doch mögen es vier, fünf Jahre her sein, daß sie hier lebt. Ich hoffe noch, daß uns das Testament die gewünschte Auskunft giebt."

Indem klang vom Hofe ein langgezogener Trompetenton zu ihnen herauf...

„Das wird der Marquis von Roche-Noire mit seiner Begleitung sein," meinte Henri mit schadenfrohem Lächeln.

„Dreizehn Minuten über die eilfte Stunde," entgegnete Riquier nach der Uhr sehend, mit seinem früheren Ernst, der auf den lebhaften und heftigen Vicomte eine erstarrende Wirkung ausübte, „er hat noch Zeit." Und dann, sich zum Gehen anschickend, fragte er noch: „Wer wird mit ihm sein?"

„Ich vermuthe, ein Malteserritter d'Aydie

und ein Maler, Antoine Watteau, — denn diese Herren sah ich zuletzt mit ihm zusammen, aber bestimmt weiß ich es nicht."

„Watteau?" In dem Anziehen seiner spanischen Handschuhe hielt Simon Riquier inne.

„Sollten Sie eins seiner Bilder kennen?"

„Nein. Aber war er vielleicht einmal bei der Oper in Paris beschäftigt?"

„Wenn ich mich richtig entsinne — er soll Dekorationen gemalt haben."

Riquier war mit dem Anziehen seiner Handschuhe fertig geworden. „So! — Wollen Sie mich begleiten, Herr Vicomte? Es ist dem Marquis von Roche-Noire gewiß angenehm, ein bekanntes Gesicht bei seinem Eintritt in dies Haus zu sehen."

IV.

Am andern Morgen war trotz der sanften Bläue des Himmels und der Thaufrische des Rasens die Gräfin Heloise nicht die erste im Garten von Avalon und der Vicomte hätte lange auf sie warten können, wenn jemals Pünktlichkeit bei einem Stelldichein seine Tugend gewesen wäre. Aber Henri de Rion besaß eine viel zu hohe und noch nie erschütterte Meinung von seinen Vorzügen, seiner Schönheit, wie seiner Liebenswürdigkeit, als daß er den Frauen seine Eroberung so leicht gemacht. Es lag nicht im Geist der Zeit und hätte für eine altmodische Höflichkeit gegolten, im ritterlichen Dienst um das Herz einer Dame zu werben. Was man nicht im Vorübergehen, wie

im Blindekuhspiel gewann, achtete man nicht weiter und wie die Frauen der Zärtlichkeit, der Treue und Selbstachtung vergessen, so glaubten auch die Männer sich jeder Rücksicht gegen sie entschlagen zu dürfen. Bei Henri de Rion trat heute zu der gewohnten Lässigkeit und dem Hochmuth seines Wesens einmal ein nicht kleiner Unwille gegen die Gräfin über die Kühle und den Spott, mit dem sie am vergangenen Abend seinen Antrag aufgenommen, und dann, noch wichtiger, die Sorge für seinen Anzug, die ihn, mitten in der Nacht seinen Schlaf unterbrechend, zu beschäftigen anfing. Wie stichst du schon allein durch die Pracht deiner Erscheinung diesen Octave aus? Kein Zweifel, er ist dein Nebenbuhler, vielleicht, da es sich hier im letzten Grunde doch nicht um ein Liebesabenteuer, sondern um eine Heirath handelt, dein gefährlicher Nebenbuhler. Wer weiß, welche Klauseln dies abscheuliche Testament enthält? Am Ende muß der Herr Cousin die Cousine und ich Frau Argentine

heirathen und der verrückte Watteau die Närrin im Thurm, wir sitzen da alle in einer schönen Mausefalle. . .

Ruhiger bis in den Morgen hoch hinein, genoß Heloise eines traumlosen Schlummers. Kurz ehe sie sich in der Nacht niedergelegt, — Aissé hatte das Lied, das sie auf die Bitte der Freundin angestimmt, noch nicht vollendet, — hatte sie die Nachricht von dem glücklichen Eintreffen des Marquis und seiner Freunde empfangen, nach deren Namen aber nicht gefragt — „wir werden Zeit genug haben, sie kennen zu lernen?" meinte sie zu der Freundin.

So war denn an diesem fünfundzwanzigsten Mai Antoine Watteau der erste im Garten des Schlosses, glaubte es wenigstens zu sein. Um die Zinnen und Thürme Avalons schwebten noch im Morgenlicht langsam zerflatternd, verduftend die Nebel. Hier von dieser Stelle, einem altersgrauen verwitternden Steinbilde des Pan, dem die Flöte

und ein Theil der Nase von der Zeit oder von muthwilliger Hand geraubt war, an dessen Sockel er sich lehnte, schaute Watteau nach dem Schloß zurück, aber die dichtbelaubten Stämme, die dunkeln Wipfel der Bäume verbargen es zum größern Theil seinen Blicken. Nur hier und dort ward zwischen ihnen ein helles Fenster, ein Theil des schiefergedeckten Daches, an den Ecken vorspringende Erker sichtbar. Mit den Nebeln um die feingliedrigen Spitzen der Thürme, in der Stille umher, durch die nur das Gezwitscher der Vögel, zuweilen aus einiger Entfernung das Rauschen des See's an die Ringmauer des Gartens scholl, konnte der Phantasie des Malers sich das Ganze wohl wie ein Traumbild darstellen, wie etwas, das außerhalb aller Wirklichkeit lag und doch für seine Augen, seine Seele unmittelbare Gewißheit hatte. Seit dem Abend, den er, um Aissé zu sehen, im Garten der Ferriol's und dann auf Aydie's Balkon zugebracht, lebte er überhaupt wie

in einem Traum. Was aber einem Andern unerträglich geworden: dies beständige Schwanken zwischen Wirklichkeit und Täuschung, diese unbedingte Ergebung in den Willen eines Andern, der ihn, wer weiß zu welchem Zwecke, in das Palais Royal und nun hierher geführt, bekümmerten den träumerischen, zerstreuten, schwermüthigen Maler wenig oder gar nicht. Für die äußeren Vorfälle des Lebens, wenn sie seine innere Welt so unangetastet ließen, wie bisher diese Reise, hatte er niemals eine Theilnahme und Sorge gezeigt, Bekannte, Freunde und Bewunderer seiner Kunst, ja wer nur durch irgend einen Zufall, auf welche Weise auch immer, in seine Nähe kam, übten in Allem was die Nothdurft und die Forderungen unserer Zeitlichkeit betrifft, den stärksten Einfluß auf ihn, sie verfügten, so lange seine Laune sein Vergnügen an ihrem Umgang erhielt, mit einer gewissen Willkür über sein Gehen und Kommen, seinen Aufenthalt, die Ordnung seines Tages. Freilich, wie

Crozat gesagt hatte, ergriff ihn seine Melancholie, mußten sie gewärtig sein, daß er sich so schnell von ihnen trennte, wie er rasch und unüberlegt ihre Erbietungen angenommen und Tisch und Haus mit ihnen getheilt hatte. Diesmal nun gar, wo seine Phantasie mit einer neuen Schöpfung beschäftigt, seine Seele voll von ihr war, hätte man ihn ohne Widerstreben noch viel weiter, als nach der Provence führen können. Die Besorgniß, die er in seiner Schüchternheit einige Male während der Reise zu dem Marquis von Roche-Noire äußerte, daß die Frau Gräfin von Villeneuve, die er nun doch einmal ohne seinen Willen beleidigt haben sollte, sein Erscheinen vor ihr, sein Eindrängen in ihren Kreis gegen alle Sitte verstoßend und unverschämt schelten würde, brachte Octave mit der Versicherung zum Schweigen: seine Cousine habe das Bild längst vergessen und er brauche, selbst wenn sie noch desselben gedächte, bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr, sie nur mit einer

jener Schmeicheleien zu empfangen, die den Künstlern so leicht einfielen und die in ihrem Munde eine besondere Anmuth hätten, um das beste Vernehmen zwischen ihnen herzustellen. Auf die Kunst seiner Rede verließ sich nun Watteau nicht, sein blödes, linkisches Wesen hatte ihm zu oft die schönsten Huldigungen, die er sich ausgedacht, verdorben, aber er vergaß über die wechselnden Eindrücke der Fahrt den Flötenspieler, den Affen und Heloise de Villeneuve. In dieser Frühe, in dem blühenden, duftigen Garten hatte er jede Erinnerung an sie verloren, und wenn ihm einer jetzt die Gräfin genannt, hätte er ihn mit staunender Verwunderung betrachtet, als ob er von den Bergen des Mondes gesprochen. Jene dicht verschlungene Taxushecke, dort der Durchblick zwischen den beiden Pinien, drüben auf dem goldsonnigen Rasen die mit einem Kranz blauer Blumen geschmückte Ceres, die Treppe da, die in breiten Stufen, in dreifachen Absätzen, wo Aloen auf den Pfeilern des

Geländers stehen, zur Terrasse hinaufsteigt, hier das Myrthengebüsch und wenn man sich rechts wendet und den Blick schärfend die lange Allee rothblühender Kastanien hinabsieht, am Ende die durchbrochene eiserne Gitterthür in der Mauer und dahinter ein Blinken und Wogen, ein Glitzern und Rauschen: der See... Die Augen Watteau's leuchten vor Freude, vor innerster Bewegung. Das Spiel der Farben, der Glanz der Lichter, diese nach den Regeln architektonischer Kunst geordnete Natur: das ist seine Welt; hier fühlt er sich in seiner Selbstständigkeit, als Gebieter, mag doch Schloß und Garten gehören, wem sie wollen, zunächst sind sie für ihn da. Der Genius dieses Ortes und seine Seele sind wahlverwandt, er ist hingerissen, wie ein Kind, er wirft seinen Hut in die Höhe, sprachlos im Entzücken über die Schönheit, die sich ihm hier zeigt, in dem glücklichen Gefühl, daß er all' ihre Reize empfindet und wenn

nicht in Worten, doch durch Farben wiederzugeben versteht.

Der Hut aber fiel über das Myrtheugebüsch hinweg auf die andere Seite, wo, auf einer niedrigen Moosbank, die an dem Stamm einer Pinie lehnte, fast ganz von ihren niederhängenden Zweigen beschattet, Fortunio lag. Wie der Hut dicht an ihm vorbeiflog, erhob der Knabe seinen Kopf und sprang auf, sich erstaunt umschauend, woher die plötzliche Störung gekommen. Er betrachtete noch den schwarzen, vielfach gedrückten Hut, den er vom Boden aufgenommen, als Watteau um das Gebüsch bog.

„Mein Herr“ ...

„Mein Herr“ ...

Beide stammelnd, beide wiederholt in verlegenen Verbeugungen. — Am vergangenen Abend hatten sie sich nur flüchtig, wie im Vorübergehen, bei Fackellicht im Schloßhofe erblickt, darauf hatte Simon Riquier seinen jungen Freund nach seinem

Gemach geschickt und weder Watteau noch der Marquis oder der Chevalier des Knaben ferner gedacht.

„Mein Herr," sagte endlich der Maler, der als der Aeltere und der Anstifter der Begegnung sich doppelt zum Reden verpflichtet fühlte, „vergeben Sie mir und meinem Hut, die Ihre Muße — vielleicht dichterische Muße so rücksichtslos störten. Bitte, wischen Sie doch nicht den Staub von dem Uebelthäter ab, Sie verderben Ihr Kleid und er ist daran gewöhnt."

„Er verdient aber gewiß, einmal ausgebürstet zu werden," erwiderte lächelnd Fortunio, dem die Wunderlichkeit und Befangenheit des Fremden Muth machten.

„Verdient er es wirklich?" und Watteau nahm ihm den Hut aus der Hand, drehte ihn nachdenklich hin und her, und setzte ihn auf. „Dann soll er gewiß nie eine Bürste sehen. Behandelt man uns nach unseren Verdiensten? Müssen wir nicht

unser Leben lang im Staube dahinkriechen? Und ein Hut sollte es besser haben als die Menschen? Das wäre eine schöne Gerechtigkeit!" Er hielt inne und sein Auge verweilte mit dem Wohlgefallen des Künstlers auf der Gestalt und dem Gesicht des Jünglings. Der blaue Sammetrock, an den Nähten und den breiten Taschen mit schwarzen Seidenschnüren eingefaßt, den Fortunio trug, das Baret mit der weißen Feder auf seinen Locken fügten der Liebenswürdigkeit und Anmuth seiner Erscheinung, für den Maler wenigstens, noch den Reiz eines phantastischen Kostüms hinzu, das ihn an die Figuren der Knaben und Pagen auf venetianischen Bildern erinnerte. Ein wenig erröthete zwar Fortunio über die Blicke, die Watteau in einer gewissen Starrheit und Unveränderlichkeit auf ihn richtete, aber er bewegte sich doch freier und ruhiger als gestern im Saal, in der Gegenwart der Gräfin und des Vicomte's. Es war

klar, daß ihm Watteau ein größeres Vertrauen einflößte und ihm seine Aengstlichkeit benahm.

„Hm," hub da Watteau noch in seinem Gedankengange von Neuem an, „verdientet Ihr nicht der schönsten Fürstin zu dienen?"

„Ich zöge die Freiheit dem noch vor."

„Freiheit? Ihr mögt sie haben, Ihr seid reich. O, es ist schon gut um eine glückliche Jugend. So lächelt die Sonne doch nie wieder, als in diesen Jahren, nie wieder; so weit wie damals liegt die Welt nie wieder vor uns. Gott segne Euch, mein Kind! Wie ich in Eurem Alter war, ging ich zerlumpt, bestaubt durch das Thor von Paris, ein schmutziger Junge, hungernd, dürstend — möge Euch das Elend erspart bleiben, einige Glückliche muß es doch auf Erden geben, damit sich wenigstens nicht die Ahnung des Glücks verliert."

„Halten Sie ein, mein Herr," bat Fortunio mit rührender Stimme, „wenn Sie meine Thränen

nicht sehen wollen. Wer sagt Ihnen, daß ich glücklich sei? Daß ich das Elend nicht kenne? Ich bin eine Waise, ich lebe von der Güte Herrn Simon Riquier's, der mich wie seinen jüngeren Bruder, wie seinen Sohn liebt und pflegt, und habe nur einen Wunsch, daß es immer so bleibe und ich ein großer Künstler werde!

„Verzeihung, mein Kind! Aber wenn Sie nicht zu den Glücklichen gehören und die Kunst lieben, so sind Sie erst recht mein Bruder und mein Freund. Ich bin ein armer Schlucker, einer der Aermsten in ganz Frankreich, Sie begreifen, daß ich den Reichen mit meiner Freundschaft nicht kommen darf. Allein die Leidenden, die drücken jede Hand, die ihnen zum Trost und zur Stütze gereicht wird. Eine Stütze? Was schwatz' ich nur! Ich bin auch eine feste Stütze! Und gegen Herrn Simon Riquier . . . Vergessen Sie meine eiteln Prahlereien, das Herz ging mir mit

der Zunge durch und mein Herz haben Sie mit Ihren sanften Augen sich auf immer gewonnen.“

„Ich stehe ganz erstaunt da; ich will es Ihnen nur gestehen: aus Verwunderung, aus Freude. Man hatte mir die Welt und die Menschen in so düstern Farben geschildert, meine Mutter hatte so viel von ihnen zu leiden, ich habe, so jung ich bin, Entsetzen auf Entsetzen um mich gesehen... die Flucht der Eltern, den Braud unseres Hauses und zuletzt die Pest, den Tod vor mir, hinter mir, neben mir; ich fürchtete mich, als mir Herr Simon Riquier ankündigte, daß ich das stille Haus, das wir in Montpellier bewohnten — es liegt vor der Stadtmauer, inmitten von Gärten, wie eine Einsiedelei — verlassen und ihm hierher folgen sollte, fürchtete mich vor dem, was mir hier geschehen, vor denen, die mir begegnen würden. Und nun ist im Gegentheil Alles so schön und gut, Sie, mein Herr, und das Fräulein am gestri-

gen Abend, und der See ist so lieblich und das Fahren darauf —"

„Ja, es ist zuweilen etwas in der Welt, das die Träume von Schönheit und Frieden in uns zu verwirklichen scheint, oder ist es nur der Strahl, der von unserem Herzen aus die Natur durchdringt und die todte wie mit mächtigem Liebesfeuer entflammt und erwärmt? Verwandelt die Allmacht unseres Gefühls die Bäume und die Felsen zu einem Zaubergarten, zwingt sie die Menschen auf einen Augenblick ihren Eigennutz und ihre Habsucht abzulegen und sich uns von ihrer glänzendsten Seite, in ihren Tugenden zu zeigen? Aber ob nur ein Trugbild, es ist so schön! Mir versank es schon einmal, tief und tiefer, in's Bodenlose! Pah, man glaubt anfangs an der Enttäuschung sterben zu müssen, allein man stirbt nicht daran. Ja, wenn wir bloß Seelen wären und keine Knochen hätten. Und übrigens, mein Junge, man wird kein Künstler ohne wilden Schmerz.

Nun schien es ihm erst einzufallen, daß sein jugendlicher Zuhörer vermuthlich nicht die Hälfte von all' den schönen Worten verstanden, die ihm in seinem Eifer, indem eines das andere wie an unsichtbarer Kette nach sich zog, entfahren, und sich schüttelnd, als wollte er sich so, durch körperliche Bewegung, wieder in die Wirklichkeit versetzen, und seinen Hut grüßend herabnehmend, sagte er: „Ich wünsche Ihnen den schönsten guten Morgen, junger Herr."

„Ich bin Ihnen verbunden, mein Herr," Fortunio legte die Hand an sein Baret.

Watteau entfernte sich aber doch nicht, wie er vor einer Minute vielleicht noch Willens gewesen zu thun, sondern von dem Anblick der beiden Pinien, ihrer Höhe und Stärke überrascht, denn in solcher Schönheit hatte er keine in Nord-Frankreich, weder in Meudon noch in Versailles gesehen, blieb er stehen. „Stolze Bäume! Zu stolz für Gartenanlagen. Die müssen zahlreich neben ein-

ander wachsen, ein undurchdringlicher Wald, darinnen ein Gießbach von Felsen stürzend, ein italienischer Himmel darüber — etwas für Salvator Rosa, nichts für mich! Die alten Meister hatten größere Seelen; vor diesen Bäumen fühl' ich, welch' ein Zwerg ich bin. Aber lacht nicht, Herr, Ihr und das ganze jetzige Menschengeschlecht seid nicht besser."

„Wenn Sie so reden, möcht' ich fast behaupten, daß Sie und Herr Simon Riquier noch die Besten von Allen wären."

„Aha, Herr Simon Riquier! Die Wissenschaft hat den Vortritt und dann erbt Herr Riquier möglicherweise diese Besitzung und wir sind seine Gäste gewesen. Also zwiefacher Grund, ihm unsere Ehrerbietung zu erweisen."

„Seine Wissenschaft doch nicht, seine Milde und Menschenliebe, denk' ich, seine Tugend macht seinen Werth aus," entgegnete Fortunio.

„Recht so! Und wie schön kleidet Euch Eure

Begeisterung. Wie würdet Ihr erst reden, wenn Ihr eine Geliebte hättet. Und Ihr seid jung und schön und wollt ein Künstler werden, da müßt Ihr euch zuerst eine Herzenskönigin wählen."

„Auf der Stelle etwa? Es sind ja nur zwei Damen in Avalon und unserer sind sechs."

„Vier, junger Herr, vier! Herrn Simon Riquier müßt Ihr gleich streichen und mich auch."

„Euch? Warum denn Euch? Haltet Ihr euch für zu gut, Komödie zu spielen?"

„Ihr spielt — ich male sie, das ist der Unterschied. Ich werde Euch Mademoiselle Aissé vorstellen, das ist das holdeste Geschöpf für eine erste Liebe. Ob sie Euch wiederlieben wird, bezweifle ich, vielleicht ist sie so unbarmherzig und erlaubt Euch nicht einmal einen Kuß, aber das schadet nichts! Ihr seht sie doch, Ihr folgt ihren Spuren, ein und einander Mal wird sie Eure Hand fassen und dann werdet Ihr nicht dumm sein, junger Herr, nicht blöde! Ihr werdet ihr einen

Handschuh stehlen, ein Band, eine Blume, — glaubt mir, Ihr habt da etwas, das einen goldenen Schimmer über Euer Leben ausgießen, das, als Erinnerung, im herbsten Schmerz Euch sanft anklingen wird, trostreich wie süßeste, herzlösende Musik."

Fortunio hatte sein Baret abgenommen und hielt es vor seine Augen, — Watteau konnte denken, um sich vor den Strahlen der Morgensonne zu schützen, die voll und blendend durch die Wipfel drangen. Eine Antwort hätte der Jüngling nicht gehabt, aber auch nicht gebraucht, da der Maler sie nicht erwartete und überdies gesellte sich jetzt, vom Schlosse kommend, Herr Simon Riquier als Dritter zu ihnen. Eine Weile schwiegen alle, zuerst sagte dann Riquier: „Fortunio, die Frau Gräfin von Villeneuve hat nach Dir verlangt. Du sollst ihr eine Stunde als Page dienen, mein Kind, und sie im Schlosse umherführen. Um die zehnte Stunde will sie uns Alle in dem Zimmer,

das auf die Terrasse stößt, empfangen. Man hat ihr die Aussicht von dem Thurm aus über den See hin nach Vaucluse und Avignon zu gerühmt, geleite sie hinauf; ich verlasse mich auf Deine Umsicht und Treue; Du wirst Deinem Freunde keine Schande machen und Deinen ersten Ritterdienst gut bestehen."

„Sie sollen mit mir zufrieden sein;" mit einem seelenvollen Blick, den sich ein schärferer Beobachter, als es Watteau war, beinahe für den Blick eines geheimen Einverständnisses ausgelegt, drückte er die Hand, die ihm Simon reichte, an seine Stirn, machte Watteau eine leichte Verneigung, lächelnd, mit einem Anflug von Schelmerei im Gesicht, worüber der Maler warnend seinen Finger erhob, und ging.

Simon Riquier war wieder im untadelhaften schwarzen Anzug, in höflicher Gemessenheit wie gestern, nur schien es Watteau, als sei im Son-

nenlicht die Gesichtsfarbe des Arztes noch olivengrüner als beim Geflimmer der Kerzen.

„Die Künstler lieben die Morgenstunde," begann Riquier, der in seiner Eigenschaft als Wirth auch die ersten Kosten der Unterhaltung auf sich nehmen zu müssen glaubte, mit einer Würde, die dem Gemeinplatz seiner Aeußerung eine komische Färbung gab.

„Ich hatte keine andere Wahl. Gekommen, um hier ein Bild zu malen — mit Ihrer Erlaubniß, diesen Garten — benutzte ich die frühe Stunde, mich in ihm umzuschauen, malerische Gruppen, Aussichten, Punkte aufzufinden."

„Solche Studien erfordern Einsamkeit. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich die Ihre unterbrach, und eile, meinen Fehler wieder gut zu machen."

„Wollen Sie mich, um höflich zu sein, des Vergnügens Ihres Gesprächs berauben? Das hieße der Höflichkeit ihr Wesen nehmen. Ich bin

auch mit dem, was Sie meine Studien zu nennen belieben, zu Ende. Ich wähle diesen Platz, das Myrthengebüsch, die Bäume — ich verwandle die Moosbank in eine steinerne, halbrunde mit hoher Lehne, in der Ferne das Schloß, die Treppe, von drüben her hole ich mir den Pan und die Ceres, hoffentlich haben wir heut einen freundlichen Abend und sitzen alle hier zusammen" —

„Das hängt von der Entscheidung der Frau Gräfin ab."

„Richtig! die Frau Gräfin von Villeneuve" ... Und es dämmerten in ihm die Verhaltungsmaßregeln, die ihm Octave gegeben, Bruchstücke seiner eigenen vortrefflichen Rede auf, die er ihr hatte halten wollen, und darüber in der Gewißheit, daß ihm da noch ein schlimmes Abenteuer bevorstände, in dem er all' seine gute Laune und, was schlimmer, die Lust zu seinem Bilde verlieren könnte, verfinsterte sich sein Gesicht.

Riquier beobachtete ihn nur, ohne ein Wort zu sagen.

„Komme, was sich nicht ändern läßt," ermannte sich Watteau, und damit er den Andern über den wahren Beweggruud seines Erschreckens irre führe, schloß er: „Die Frau Gräfin wird ein Einsehen haben, mich nicht allzu streng an ihre Ordnungen binden und meine Arbeit nicht hindern."

„Wenn Sie nur hierher reisten, ein Bild zu malen —"

„Aber weshalb sonst? Doch nicht um zu erben oder den edlen Marquis Sylvain von Roche-Noire mit meinem Nachruf noch in einer bessern Welt zu belästigen!"

„Oft wird man zu einer Trauung eingeladen und kömmt zu einem Leichenschmause. Ich weiß es mir nicht zu erklären, indeß, seit ich Ihren Namen gehört, Herr Antoine Watteau, von Ihrer Kunst gehört, ist es mir, als bereitete sich Ihnen

in Avalon eine große, ich hoffe es, eine glückliche Ueberraschung vor."

Einen Schritt trat Watteau zurück; eine günstige Meinung von Simon Riquier konnte Niemand haben, der ihn nur aus dem Bilde kannte, das Octave von ihm entwarf, so auch Watteau nicht, und die angeborene Steife und Schwerfälligkeit in Simon's Benehmen, das Forschende, Aufmerkende in seinen Augen, die Unzugänglichkeit, die er trotz seiner Höflichkeit bewahrte, trugen eben nicht dazu bei, dies Vorurtheil zu zerstören. Die Freundschaft, die Fortunio für ihn hegte und mit solch' schöner Begeisterung gestand, hatte in den vergangenen Minuten dem Maler eine wärmere Theilnahme für den Arzt eingeflößt; seine Handlungsweise gegen diesen armen Knaben stimmte nicht recht zu der schmählichen Geldgier und kein Mittel zur Erreichung ihres Zwecks scheuenden Selbstsucht, deren ihn der Marquis wiederholt beschuldigt. Jetzt stürzte Riquier's Rede, aus der

Watteau nur den Späher, den Aushorcher heraus-hörte, wieder das bessere Bild von ihm um; Mißtrauen und Argwohn waren gegen ihn berechtigt.

„Eine Ueberraschung?“ entgegnete Watteau darum, langsam jede Sylbe prüfend, ehe er sie aussprach. „Ich bin auch ein Mensch für Ueber-raschungen, ich! Ein Anderes wäre es noch mit meinen Begleitern, berühmten, vornehmen Cava-lieren. Ich bin dreiunddreißig Jahre alt gewor-den, in harter Mühe und Arbeit, unser einen pfle-gen die Feen nicht zu besuchen. Mir rauschte ein Tag vorüber wie der andere, derselbe eintönige Wind. Von allen Hoffnungen habe ich mich ent-wöhnt. Eine Ueberraschung! Ich erwarte sie festen Fußes, Herr Riquier.“

Wie laut er auch auflachte, Simon kam nicht aus seinem Ernst.

„Ich kann mich täuschen, Herr Antoine Wat-teau, lassen Sie mich nur nicht die Aufrichtigkeit büßen, mit der ich ein in mir aufsteigendes Gefühl

Ihnen ein wenig unbedacht mittheilte. Mich freut es, daß wir dieselbe Weltanschauung haben, wenn ich mir nämlich den Sinn Ihrer Worte richtig deute. Sie erwarten nichts vom Leben, ich auch nicht. Es ist gleichgültig, welchen Weg zu diesem Ziele Jeder von uns gegangen, wir sind einmal da. So hat es denn der Zufall gefügt, daß in unserer Gesellschaft auch die Entsagung zu ihrem Rechte gelangt."

„Das ist eine Tugend, die zu üben den Armen nicht beschwerlich fällt. Ihnen freilich! Kann der Verwandte eines so reichen Erblassers ohne Wunsch sein?"

„Doch. Ich habe, was ich zu meinem Leben gebrauche, noch darüber."

„Ich dächte," sagte Watteau, den diese vorgespiegelte Uneigennützigkeit des Arztes, die sich schon durch ihre Uebertreibung als Lüge verrieth, in seiner Ehrlichkeit verletzte, „diese Besitzung hier könnte Jedem den Wunsch erregen, sie sein zu nennen."

„Wirklich? Da wird sie vielleicht genügen, geschehenes Unrecht wieder auszugleichen."

Habe ich es mit einem Narren, oder einem zu thun, der mehr weiß als gewöhnliche Menschenkinder? dachte Watteau. Er stand vor Riquier, wie vor einer mit wunderlichen Zeichen bedeckten ägyptischen Sphinx. „Geschehenes Unrecht — auszugleichen!" meinte er kopfschüttelnd. „Ich bin in der Geschichte des edlen Hauses derer von Roche-Noire, zu meiner Schande, zu wenig bewandert, um darauf mit Ja oder Nein antworten zu können."

„Meine Aeußerungen" — und etwas, das ein Lächeln vorstellen sollte, erschien auf Riquier's festgeschlossenen Lippen — „meine Aeußerungen haben heut das Unglück mißverstanden zu werden. Es ist, als ob sie Dekorationsmalereien wären, nur auf eine weitere Entfernung und Lampenlicht berechnet. Sie kennen das aus eigener Erfahrung."

„Aus eigener —? Ja freilich, manch' herr-

liches Schloß und manch' grausige Felsöde hab' ich der Oper in Paris gemalt. Es waren lustige Tage, die lustigsten meines armseligen Lebens. Farbiger war die Erde geschmückt und die Sonne eine ganz andere. Und ich erst! Ein Bursche, der damals das Herz auf dem rechten Flecke hatte, den Ruhm nicht kannte und die Leiden."

„Ich habe mir sagen lassen, bunt sei die Welt vor den Coulissen, grau und staubig die hinter ihnen."

„Geschwätz von Sittenrichtern! Splittersuchern! Der selige Leichtsinn, der Apoll und seine Musen auf Mont Parnaß beseelte, waltet noch über ihren jüngsten Kindern. Noth und Elend sind ihnen genug beschieden, aber sie lachen darüber. Und Ihre Philosophie in Ehren, über die meisten Dinge kömmt man eher mit Lachen als mit Thränen hinweg. Außerhalb des Theaters sind alle Formen so schwer, so steif, der Maßstab, den eine mürrische Tugend an unsere Handlungen legt,

übersteigt unsere geringen Kräfte so sehr, so sehr! In den Hallen Thaliens herrscht eine leichtere Luft, Aether, wie er um den Olymp schwebte. Hier hat die Liebe ihre traurigen Begleiterinnen, Eifersucht und Untreue, verloren, denn Jeder und Jede in diesem Völkchen weiß, daß keine Liebe länger als sieben Tage währt."

„Und wenn eine, ich setzte den Fall, darüber hinaus liebte, mit innigster Zärtlichkeit, mit verzehrender Leidenschaft liebte?"

„Beweis dafür, daß sie nicht zur großen Oper hätte gehen sollen."

„Die große Oper! Da wird mir eine Erinnerung lebendig. Ich war 1710 in Paris und sah in einer Oper Quinault's — wie hieß sie doch nur? Richtig — Atys, ein junges Mädchen, sie sang im Chor der Götter und Göttinnen, eine rührende Schönheit, eine rührende Stimme. Ich entsinne mich ihrer, als wäre es gestern geschehen, sogar ihren Namen hab' ich behalten" ...

„Ist das die Ueberraschung, die Sie mir zugedacht?“ unterbrach ihn Watteau mit schmerzlicher Heftigkeit. „Sie reden von Marie L'Etoile.“

„Ich reiße doch keine Wunde auf? Marie L'Etoile. Sie kennen sie?“

„Was man so kennen bei'm Theater nennt.“

„Ist sie eine große Künstlerin geworden? Sie versprach so viel, so Schönes. Wir in der Provinz sind ja halbe Barbaren und erfahren nur selten wahre Neuigkeiten aus der Hauptstadt.“

Watteau drückte seinen Hut tiefer in das Gesicht, ehe er sagte: „Mein werther Herr Simon Riquier, nicht jede Mandelblüthe wird zur Mandel. Es ist sehr gut, daß Mademoiselle Marie L'Etoile keine erste Sängerin geworden. Aus Gründen der öffentlichen Moral gut. Wir haben jetzt zwei Primadonnen in Paris; der Herr Vicomte von Rion oder der Herr Marquis werden Ihnen ihre Namen und all' ihre guten Eigenschaften sagen können, aber ich bitte, ziehen Sie jeden einzeln

ins Vertrauen, denn zusammen, würden sie sich über die Vorzüge der beiden Damen statt mit Worten mit dem Degen streiten. Nun erwägen Sie, in welchen Strömen das edelste Blut Frankreichs fließen würde — da wir beide bürgerlich sind, darf ich hinzusetzen, ruhmlos fließen würde — wenn mit jenen beiden auch noch Marie L'Etoile auf der Bühne stände. Der Genius Frankreichs gab ihr darum den Gedanken ein" ...

„Welchen Gedanken?"

„Der Kunst zu entsagen und mit einem guten Freunde davon zu gehen."

„Unmöglich!"

„Oho, mein Herr, es war kein gewöhnlicher Mensch, dem sie folgte, Ihre Tugend braucht sich nicht zu entrüsten, es war ein Edelmann, vielleicht ja ein Herzog."

„Und dann?"

„Aber ich schreibe doch nicht die Chronik der großen Oper! Ich hatte nur mit ihrer lieblichen

Täuschung, nichts mit ihrer Wahrheit zu thun. Und dann? Solche Geschichte verläuft einfach. Nach einem Monat, wenn die Fluth hoch geht, nach zweien, rufen den edlen Herzog Staatsgeschäfte von dem Schlosse, auf dem er mit der Geliebten verweilt, nach Paris zurück. Paris ist Lethe, man vergißt Alles darin bis auf die Gegenwart und das Vergnügen. Indessen wartet in einem alten, epheuumrankten Thurm eine Närrin, wartet und weint... Herr Simon Riquier, der Gott der armen Leute und der armen Mädchen wird in seiner Barmherzigkeit wohl ein Einsehen mit Marie L'Etoile gehabt haben, wenn noch nicht, wünschen wir, daß er es bald habe. Es lebe der Tod; das ist das beste Rattengift gegen betrogene Liebe und ein herzstärkendes Mittel."

„Und der Schändliche, der sie in's Verderben stürzte" —

„Welcher Zorn! — Dem" — hier machte ihm Watteau eine tiefe Verneigung — „dem wird

das Schicksal, damit doch eine gerechte Ausgleichung auf Erden stattfinde, einen Marschallsstab oder eine Besitzung, wie diese, schenken."

Damit bog er in die Allee ein, die zum Gestade des See's führte.

Mächtig hatte das Gespräch in die Saiten seiner Seele gegriffen. Längst verklungene Töne weckte es wieder. Wie vom Sturmwind getrieben, als könne er so der Erinnerung entfliehen, eilte er durch den Baumgang. Eine unbeschreibliche Verwirrung bedrängte, ängstigte ihn. Tief Athem schöpfend blieb er an der Gitterthür stehen und legte den Kopf an die eisernen Stäbe. Er sah über den See hin und sah doch wieder nichts. Es arbeitete in seiner Brust, wie ein krampfhaftes, unterdrücktes Seufzen. Auf den Rasen warf er sich nieder und zog den Hut ganz über das Gesicht. Formlos, ohne Zusammenhang irrte es ihm durch den Sinn. Welcher Zufall! Hier mußt du an deine Vergangenheit gemahnt werden!

Und war es Absicht von diesem Riquier? Ist's eine Wunderlichkeit deines Schicksals? Und Marie, ach, wenn es sich nur um Marie L'Etoile handelte! Armer Stern, wo bist du zerstoben? Ausgebrannt, ein klein wenig Asche nun, die der Wind verstreut. Aber es ist besser ausgelöscht und Staub sein, als die Qualen zu leiden, die ich erdulde. Der Ruhm ist eine Last wie das Leben, wäre ich damals nicht nach Valenciennes gegangen! Mache dir keine Grillen, guter Antoine, man entrinnt dem Tode nicht und der Liebe. Ich malte vielleicht noch Dekorationen und Marie — wäre doch nicht meine Frau? Da hätte sie auch ein rechtes Loos gezogen! Rechnet einmal, ihr Götter da oben, denn für einen Sterblichen ist die Rechnung zu verwickelt: ein unbedeutender Maler, ein Farbensudler, eine mittelmäßige Sängerin, eine gewisse freundschaftliche Neigung beider, endlich Heirath, mäßiges Auskommen, viel Kinder, knappe Tage, aber doch Alles in Allem ein windstilles

Leben, eine glückliche Ehe — was macht's? Dagegen ein Kranz, der nie ganz verwelken wird, zehn Tage Seligkeit auf sechs Jahre Elend — sechs Jahre? Ich fürchte, Watteau, du machst die Rechnung ohne den Wirth und wirst es noch länger büßen müssen, daß du einmal im Paradiese gewesen. Hm, wo steck' ich nur? Zahlt ihr Götter, und wägt, wo war das Glück, das echte, goldene Glück?

Die Ungeduld und der Schmerz ließen ihn nicht mehr ruhen, er sprang vom Boden auf. Hier, wo die Mauer den Garten gegen den See hin abschloß, lief ein schmaler Steg mit ihr in gleicher Richtung zu dem Thurm, der an der Spitze der Landzunge sich erhob. Dichtes Gebüsch überwucherte ihn fast, aber Watteau befand sich in jener Stimmung, in der wir äußerliche Widerwärtigkeiten herbeisehnen, um den Aufruhr unseres Herzens zu stillen. Von der Geliebten, die ihm kaltsinnig ein Lebewohl auf keine Wieder-

kehr sagt, wer stürmte da nicht gern in eine Sturmnacht hinaus? So drängte sich auch Watteau, ohne der Dornen und Nesseln, der Zweige zu achten, die ihm in's Gesicht schlugen, vorwärts. Auf diesen äußersten Theil des Gartens hatte sich wohl nie eine sonderliche Pflege erstreckt, Verwilderung überall. Erst wo der Rundthurm von der Mauer nach innen zu vorsprang, zeigte sich wieder die ordnende, säubernde Hand des Menschen. An sechszig Fuß in die Höhe stieg der Thurm; oben auf der Plattform wehte an einer der Zinnen befestigt, eine schwarze Trauerfahne über den See, den Tod Sylvains von Roche-Noire verkündigend und daß Schloß Avalon noch ohne Herrn sei. Nach dem Garten zu lagen in der Rundung drei Reihen Fenster über einander, von denen die der mittelsten mit ihren hellen Scheiben und den Blumen davor einen freundlichen, die Düsterkeit des Gebäudes angenehm unterbrechenden Eindruck machten. Diese Blumen, diese Vor-

hänge würden einem aufmerksameren Beobachter, den seine Träumereien nicht so ausschließlich in Anspruch genommen, als Watteau, den Wechsel der Zeiten, Menschen und Gesinnungen angedeutet haben. In den kriegerischen Tagen des Mittelalters hatte der Thurm zur Vertheidigung gedient und war der Hauptpunkt Avalons gewesen; die spätern Besitzer hatten ihn, als sie das neue Schloß bauten, aus Ehrfurcht vor den Ahnen ihres Geschlechts nicht abgebrochen, sondern ließen ihn als eine altfränkische Erinnerung in ihrem Garten stehen und genossen auf seiner Höhe die wundervolle Aussicht über den See, weithin in das Land hinaus. Hieran könnten sich nun die mannigfaltigsten Betrachtungen über die Milderung der Sitten, die allmählige Vervollkommnung der Menschheit, über die Gegensätze der Romantik und des Rokoko's anknüpfen, wenn nur Antoine Watteau eine größere philosophische Bildung genossen und in diesen Augenblicken überhaupt Sinn

für die Außenwelt gehabt hätte. Er ging aber, da die Pforte des Gebäudes offen war — man thut ihm nicht unrecht, wenn man sagt, gedankenlos — hinein. Nicht viel Schritte weiter durch einen gewölbten Gang gelangte er an die erste Stufe einer schneckenförmig gewundenen Wendeltreppe. Undeutlich erinnerte er sich der Worte, die Simon Riquier zu Fortunio geäußert... von den Damen, die er hierher führen sollte, von der Aussicht, die man auf den Zinnen genoß. Träumerisch, in sich versunken, stieg er hinan.

Gerade, wie Watteau das Innere des Thurmes betrat, wandten sich auf seiner Höhe, von dem Anblick der im Gold der Morgensonne schimmernden Landschaft gesättigt, Heloise, Aissé und Fortunio zur Umkehr.

An diesem Morgen war über Heloisens Gestalt und Gesicht ein Glanz und eine Frische verbreitet, wie selten; als sei sie um einige Jahre jünger geworden. Die blasse Schönheit und Zart-

heit ihrer Freundin hatte dagegen von der Reise gelitten und sich noch nicht wieder erholt, sie glich einer blaßrothen Rosenknospe, eine Vergleichung, zu der ihre dem Geschmack des Tages widersprechende, eigenthümliche Kleidung unwillkürlich aufforderte. Sie trug ein weißes Gewand von weichem, feinem Stoff, das sich ihren Formen leicht und willig anschmiegte und, in der Mitte ihres Leibes von einem goldenen Gürtel im türkischen Geschmack festgehalten, ihre Büste vortheilhaft hervorhob und ihr gegen das weitausgeschnittene, oben um den Busen mit Spitzen besetzte Kleid Heloisens, einen Ausdruck jungfräulicher Reinheit gab. Den leichten Florshawl von blaßrother Farbe, den sie um ihre Schultern geschlungen, hatte sie auf der Plattform, wo der Wind heftiger wehte, wie einen Schleier ausgebreitet und über ihre Stirn und ihre braunen Locken gezogen. In ihrer Natur lag es nicht, ohne besondere Veranlassung zu reden oder beständig das

Bedürfniß zu empfinden, ihre Gefühle, Ansichten, Urtheile einem Andern mitzutheilen. Diese Verschlossenheit und Schweigsamkeit mochte ebensowohl ein Erbe des fernen Ostens sein, dem Lande, aus dem sie stammte, als ihrem feingearteten Wesen entsprechen. So hatte von dem Moment, als sich ihnen Fortunio als Page und Begleiter vorstellte, bis jetzt, im Schloß, im Garten, den sie nur in seinen beiden Hauptalleen durchschritten, um schneller den Thurm zu erreichen, Heloise allein das Wort geführt, gut geführt, sie war eine geistreiche Dame und wenn sie wollte, hatte sie noch Jeden gewonnen und bezaubert. Und heute wollte sie; „ich werde alle zwingen, sich sterblich in mich zu verlieben,“ hatte sie zu Aissé gesagt, „alle, den einen ausgenommen, den du dir, meine weiße Taube, zu deinem Ritter wählen willst. Wenn wir die Herren beim Frühstück sehen, sollst du die Wahl, die erste Wahl haben, mit dem magst du thun nach deinem und Gott

Amor's Belieben, die Andern sind meine Sklaven." Und sie fing gleich damit an, dem schüchternen Fortunio einen jener schmachtenden Blicke zuzuwerfen, die, wenn sie auch keine Liebe entzünden, doch der Eitelkeit jedes Mannes schmeicheln und ihn zu der Behauptung veranlassen: eine Dame mit solchen Augen müsse nothwendig eine schöne, empfindungsreiche Seele haben. Leider war Fortunio noch zu jung und unerfahren, um das Geringste von diesen Feinheiten zu verstehen. Die einfache und doch ungewöhnliche Kleidung Aissé's, ihr goldener Gürtel, in dem mehrere blaue, grüne und rothe Edelsteine wie eine bunte Schnur inmitten des Goldes eingefügt waren, mit den eingravirten Blumenarabesken und Sprüchen des Korans in arabischen Buchstaben darauf, weckten seine Neugierde in hohem Grade und beschäftigten ihn mehr als die Freundlichkeiten, die ihm Heloise erwies. Hatte aber die Gräfin einmal einen Plan gefaßt, so verfolgte sie ihn mit

zäher Beharrlichkeit, achtete kein Hinderniß und scheute sich selbst nicht, Handlungen zu begehen, die sie von jeder andern Frau verurtheilte. Und ob sie einen Plan hatte? Sie war mit dem Gedanken aufgewacht, diesen Simon Riquier, der ihr am vergangenen Abend eine gewisse Scheu und Furcht eingeflößt, zu demüthigen. Durch ihre Forderung, Octave einen Boten entgegenzusenden, der ihn zur Eile anspornen sollte, hatte sie den Arzt, nach ihrer Meinung, an seiner verwundbarsten Stelle, in seiner Selbstsucht verletzt, und vom Erfolg unterstützt, seinen eigensüchtigen Entwürfen einen Riegel vorgeschoben. Hassen, wen sie gekränkt: das war auch für Heloise ein Glaubenssatz. Ein Anderes trat hinzu; kaum erschien es noch zweifelhaft, daß sich das Testament für Simon Riquier aussprechen und Octave wie sie leer oder im besten Fall mit einem kargen Legat bedacht ausgehen würden; Heloise wollte es sich nicht eingestehen, aber sie haßte den Arzt doppelt

um dieses Glücks willen. Während der Toilette überlegte sie in ihrem erfinderischen Geiste diesen und jenen Anschlag, sich an Riquier für die Vorliebe zu rächen, die ihr Großvater ihm geschenkt, und wenn es ihr auch bei der Ungunst der Verhältnisse, da sie offenbar die Schwächere, nicht möglich wäre, ihm das Erbe zu entreißen, ihm doch ein Uebel, eine Kränkung zuzufügen, die ihm die Freude über sein Glück verbittere und einen scharfen Stachel in seiner Brust zurückließe. Welch' ein Irrsal ist aber die Seele des Menschen! Je tiefer Jeder in die seine hinabschaut, je genauer er die Beweggründe seiner Thaten in ihren Verschlingungen unter einander, ihren Verbindungen mit den Eindrücken der Außenwelt, ihren Bezügen rückwärts in die Vergangenheit, den Ahnungen der Zukunft, die mit ihnen verknüpft sind, untersucht, desto geheimnißvoller und unlösbarer wird ihm das Räthsel seines eigenen Ich's. Nur Rache und Haß gegen Riquier schien Heloise vor-

wärts zu treiben, zuletzt bedingte und bestimmte ein Gefühl für Octave, über das sie nicht nachdenken, das sie sich nicht erklären mochte, ihre Handlungsweise. Als sie von ihrem Toilettentisch aufstand, war sie mit ihrem Anzug wie mit ihrem Plan zufrieden. Nie war sie sich selbst so schön, so jugendfrisch erschienen, nie glaubte sie ein feineres, listigeres Spiel ersonnen zu haben. Es sollte damit beginnen, Fortunio, Simon's Freund, mit ihrer Liebenswürdigkeit zu umgarnen; von ihm sollte sich dann der günstige Eindruck, den sie auf ihn hervorzubringen sich ohne Mühe getraute, fortpflanzen ...

In heiterster Stimmung war sie so mit ihm und Aissé durch den Garten gewandelt und hatte die Aussicht vom Thurm bewundert; ganz Freude, ganz Sonnenschein ging sie jetzt zuerst die Wendeltreppe wieder hinab, langsamer folgten Aissé und der Knabe.

Mit gesenktem Haupt war indeß Watteau

funfzehn Stufen hinaufgestiegen, Traumgestalten begleiteten ihn, Marie L'Etoile und eine andere, schönere, namenlose.

Und da ...

Aufschauend rief er, wie vom Blitz berührt: „Sie ist's!"

Vor ihm, zwei Stufen über ihm, stand Heloise, gleich ihm wie festgezaubert, wie zu Erz verwandelt, daß sogar das Lächeln, das um ihre Lippen gespielt, nicht aus ihrem Gesicht wich und in dem starrgewordenen unheimlich anzusehen war.

„Freilich, sie ist's," sagte Aissé, die eben da die Freundin erreichte, in das wechselseitige, peinliche und schreckhafte Erstaunen Watteau's und Heloisens hinein. „Es ist die Frau Gräfin von Villeneuve und in ihm habe ich das Vergnügen, Ihnen, meine Heloise, den Maler Antoine Watteau vorzustellen, der mir versprochen hat, mich unsterblich zu machen."

„Sie, die Gräfin von Villeneuve," Watteau

schlug die Hände über das Gesicht, zornig, verzweifelnd. „Sie!"

„Er ist von Ihrer Schönheit schon geblendet, er braucht meine Fürsprache nicht mehr bei Ihnen," meinte scherzend Aïssé.

Darüber war wieder Leben und Bewegung in Heloise gekommen, der Stolz der vornehmen Dame, die Kälte und Schlangenklugheit der welterfahrenen Frau gelangten wieder über Bestürzung und Entsetzen zur Gewalt, das Lächeln, das verstummt und versteint gewesen, klang in einem muntern Ton aus, dem nur ein feingeübtes Ohr das Gezwungene angemerkt. „Herr Watteau, seien Sie mir willkommen und schlagen Sie mir nicht gleich meine erste Bitte ab: lassen Sie mich Ihr Gesicht sehen." Und als nun Watteau die Hände herabnahm und sie mit seinen dunklen, traurigen Augen wie eine Erscheinung furchtsam, fragend und schmerzhaft anschaute, mochte er ihr selbst wie ein Gespenst erscheinen. Dennoch sagte

sie freundlich: „Also noch einmal willkommen! Solcher Kennerschaft in den schönen Künsten, wie mein Vetter, der Marquis von Roche-Noire, kann ich mich zwar nicht rühmen und Ihre Bilder nun gar, Herr Watteau — Sie verzeihen meine Aufrichtigkeit — kenne ich nur oberflächlich. Aber ich weiß, ich werde sie schätzen, sie bewundern lernen. Ich will eine gelehrige Schülerin sein und wie ich an diesem ersten Tage unseres Aufenthalts in Avalon Sie zum ersten Male in meinem Leben gesehen, Herr Watteau, hoffe ich, daß heute nach zehn Tagen, wenn wir von dieser Stelle Abschied nehmen, ich Sie nicht zum letzten Male sehen werde."

„Heute zum ersten Mal in Ihrem Leben!" Vielleicht wußte er nicht, was er sagte, all' sein Denken, die Fähigkeit seiner Sinne waren in dem einen des Schauens aufgegangen.

„Da haben wir's, Aissé! Wie so eitel sind diese Künstler! Herr Watteau hat vermuthlich

erfahren, daß mir der Marquis sein letztes Bild gezeigt, und nimmt es mir nun übel, daß ich sage: ich sehe ihn hier zuerst, da ich ihn doch schon auf jenem Bilde als Flötenspieler gesehen."

Diese Worte gaben Watteau etwas wie einen Schlag, es zuckte in seinem Gehirn. „Das Bild," rief er, „das unselige Bild! Frau Gräfin, Sie werden . . ." Jetzt war es nicht mehr die Erscheinung, sondern die Gräfin von Villeneuve, zu der er sprach, die mächtige, rachsüchtige Dame, die er, ohne es zu wollen, durch eine tückische Laune des Zufalls gereizt.

Sie schnitt ihm mit rascher Wendung jede fernere Erklärung ab. „Ich bin Ihnen nicht böse, ich finde die bewußte Aehnlichkeit, auf deren Entdeckung mein Herr Vetter so stolz zu sein scheint, nicht in jenem Bilde, und selbst wenn ich sie fände, würde ich Ihnen nicht zürnen und nur Ihre Gerechtigkeit fragen: ob wir Frauen von dem Schöpfer dazu verurtheilt sind, unsere Ohren

von dem Flötenspiel unserer Liebhaber zerreißen zu lassen? Sonst, in allem Uebrigen, nehmen Sie zum Zeichen meiner Freundschaft meine Hand."

Gewaltsam raffte sich Watteau auf und zog die dargereichte an seine Lippen, doch berührte er sie kaum, nur eiskalt fuhr der Hauch seines Mundes darüber hin.

„Fortunio, wollen Sie mir meinem Fächer geben?" sagte die Gräfin, und schritt an Watteau, dessen Kniee unter ihm zu brechen drohten, vorbei.

„Was ist Ihnen? Sie sind ja mächtig ergriffen," gutmüthig näherte sich ihm Aissé.

„Mademoiselle, ich habe eine Todte gesehen."

„Bildlich gesprochen, natürlich! Die Figur aus meinem Bilde, die ich hier," er schlug an sein Herz, „wohl verwahrt wähnte. Ich bitte Sie, sprechen Sie für mich mit Ihrer Freundin, entschuldigen Sie meine Narrheit. Die Frau Gräfin von Villeneuve und Antoine Watteau — entweder ist das Leben zum Todtlachen oder zum

Verrücktwerden da. Wie die Gräfin ihren Fächer gebraucht, und es ist doch eine Kälte auf dieser Treppe, eine Kälte! Aber sehen Sie nur, welch' ein Rhythmus in diesen Schlägen, hat Amor je seine Flügel schöner, harmonischer bewegt, als die Gräfin ihren Fächer?"

Darüber mußte Aissé lächeln; der Glanz dieses Lächelns wirkte lindernd auf Watteau's Verwirrung, und verscheuchte seine wüsten Phantasien. Schweigend, denn mit wiederkehrender Besinnung, in der dunklen Erinnerung der Tollheiten, die er gesprochen und begangen, schämte sich der Maler und hütete, halb aus Verdruß und Reue, halb aus Furcht, es möchte ihm auf's Neue eine Unbesonnenheit entschlüpfen, seine Zunge, kamen sie die Stiege hinab, an die Pforte des Thurms. Dort erwarteten sie Heloise und Fortunio, die schneller hinabgeeilt, und vom Schlosse her ging ihnen, rasch als beflügele irgend eine wichtigere

Angelegenheit seine Schritte, Simon Riquier entgegen.

Schon in einiger Entfernung winkte Heloise mit ihrem Fächer. — „Sie wollen mich schelten, ich habe die Herren warten lassen. Ja mit einer Königin darf man es nicht so genau nehmen, mit einer Königin von drei Stunden. Ich habe auf der Treppe dem berühmten Maler Watteau Audienz gegeben, das wird mein zu spät Kommen erklären."

„Die zehnte Stunde hat noch nicht geschlagen," entgegnete Riquier, der die Pünktlichkeit selber war und etwas von einer lebendigen Uhr hatte. „Ich fürchtete, beim Besteigen des Thurmes sei Ihnen ein Unfall zugestoßen, der starke Wind dort oben, die nicht allzu feste Brustwehr — Thorheiten, die aber einen Augenblick früher mich mit Unruhe erfüllten."

Hier wechselte er einen Blick mit Fortunio, der leise seine Wimpern senkte, wie zum Zeichen,

daß Alles gut abgelaufen und kein Grund zur Besorgniß vorhanden sei. Wie hastig aber dieser Blick auch flog, diese Bewegung ihm auch unmerklich antwortete: Heloise ertappte Beide. „In dem Thurm steckt ein Geheimniß, und Fortunio weiß darum,“ dachte sie, während sie den Arm, den ihr Riquier bot, mit freundlichem Neigen des Kopfes annahm und den Weg zur Terrasse einschlug.

V.

An der Treppe, die zu der großen Terrasse des Gartens aufstieg, wurde die Gesellschaft von den drei Herren, dem Marquis, dem Vicomte und dem Chevalier empfangen. Frau Argentine in ihrer Bescheidenheit konnte sich nun einmal in die neue Rolle, die ihr dieselben Rechte wie der Gräfin zuertheilte, nicht hinein- und aus ihrer altgewohnten Geschäftigkeit nicht herausfinden. Sie war oben im Zimmer geblieben und brachte mit Hülfe der Diener den Frühstückstisch in Ordnung. Als die Herren ihrer „Königin" die gebührende Huldigung erwiesen, was nicht ohne gegenseitige Scherze und einige Spöttereien Octave's abging, sah Heloise mit einiger Verwunderung

und Ungeduld, wie sie sich, die Federhüte in der Hand, zu Aissé wandten, und der Marquis dem Fräulein sagte: „Mademoiselle Aissé, der Herzog von Orleans hat uns befohlen, wo wir Sie auch erblicken, Ihnen seinen Gruß zu melden: Es lebe das tugendhafteste Mädchen in Frankreich!“

„Sie lebe!“ erwiederten die Andern, zu denen sich nun auch Watteau gestellt.

Gluthübergossen, die Augen niedergeschlagen, stand Aissé da. Heloise hatte den Arm Simon's losgelassen, und in ihren Zügen spiegelte sich unverkennbar ein gewisser Verdruß und zugleich die Neugierde, die Veranlassung dieses Grußes zu erfahren. In Riquier aber schien die merkwürdigste Wandlung vorzugehen. Ueber sein finsteres, strenges und verschlossenes Gesicht lief ein Glanz des Wohlwollens, herzlichster Freude und Theilnahme, die aus ihm einen ganz andern Menschen machte.

„Aber so erklären Sie mir doch —“ begann lebhaft die Gräfin.

„Wer das Palais Royal nach Mitternacht betritt, der muß schwören, die Geheimnisse seiner Säle zu bewahren,“ entgegnete Octave. „Meine theure, gelehrte Cousine wird sich der eleusinischen Mysterien und der Verse des Horaz erinnern . . .“

„Sie sind unerträglich.“

„Meine Königin vergebe, allein in diesem Falle begnüge sie sich mit den Worten des Regenten: das tugendhafteste Mädchen in Frankreich.“

In lieblichster Verwirrung ergriff Aissé die Hand des neben ihr stehenden Fortunio, und als sei dieselbe Empfindung holdester Scham in ihnen mächtig, eilten beide die Treppe hinan . . .

Beherrschte, während sie das Frühstück einnahmen, auch noch zuweilen eine lästige Gezwungenheit die Gesellschaft, so war sie doch mit jeder vorüberfliehenden Minute mehr im Entschwinden begriffen. Sichtlich kamen sich die Einzelnen, sei

es nur aus Höflichkeit, aus der Erkenntniß, daß sie gemeinsam, wie der Vicomte meinte, in einer Mausefalle steckten, sei es aus Gleichheit der Gemüthsart freundlich zu einander gezogen, näher. Wechselseitig tauschten sie die Erzählung der Vorfälle, die ihnen auf ihrer Reise begegnet, hin und her gingen Vorschläge, wie die acht Tage bis zur Testamentseröffnung am fröhlichsten hinzuleben seien. Viel wurde über die „Gesetze“ gelacht, die der verstorbene Marquis seinen Erben und ihren Freunden vorgeschrieben. Es waren aber ihrer drei, auf Pergament, in gothischen, rothen Buchstaben geschrieben, in einem Rahmen von Ebenholz in allen Zimmern des Schlosses aufgehängt, welche die Fremden bewohnen sollten. Das erste verbot jedes Gespräch über ihn, seinen Charakter, seine Handlungen und seinen letzten Willen; das zweite jedes Spiel mit Karten oder Würfeln, selbst die „Dame“ sollte nur um „der Ehre“, nicht um „des Gewinnes“ wegen, gezogen werden;

das dritte bestimmte, daß die Gesellschaft wenigstens die Abendstunden jedes Tages gemeinschaftlich zu-bringen müsse. Ueberträte einer der Erben diese Ordnungen, so verliere er jeglichen Anspruch auf die Rechte und Vortheile, die ihm dem Testament nach aus der Hinterlassenschaft etwa entspringen könnten, für die andern solle die Gesellschaft, bei ihren Vergehungen, eine Strafe festsetzen. Die Scherze, die darüber gemacht, die wunderlichen Strafen, die besprochen wurden, der lachende Himmel der Provence über, der grünende, blü-hende Garten vor ihnen, der Wein in den Glä-sern, die Früchte in silbernen Schalen: die Stim-mung verklärte sich in Heiterkeit, es klang wie ein jubelnder Ton in allen Herzen. In dem ganzen Kreise betrachtete nur Simon Riquier, seiner grü-belnden, argwöhnischen Natur gemäß, diese Freude, dieses scheinbar so unverstellte Sich-hingeben mit einigem Mißtrauen. Denn wie es auch in der Seele Wattean's stürmte — die Umgebung, der

Festjubel der Andern betäubten die stille Warner-
stimme, die sich in ihm, bei den Pausen der Un-
terhaltung, erhob und ihm zuflüstern wollte: be-
denke doch nur, was dir geschehen ist, sie haben
dich ja alle zum Narren. Sei's darum, rief er
da gleichsam in sich hinein, sei's darum! Mögen
sie mich doch verspotten — sie ist's! Ich sehe
sie wieder! Man wird nicht reich ohne Verlust.
So lache, schöne Gräfin, lacht, ich bin und bleibe
Antoine Watteau. Halb war's Verzweiflung, halb
Trotz: so hielt er sich muthig, lustig, um keinen
Preis sollte Heloise noch einmal sich an dem
Schauspiel seiner Verwirrung und Trauer erfreuen,
das er ihr auf der Wendeltreppe des Thurms
gegeben. Still, streng und verschlossen dazusitzen,
war deshalb wieder das ausschließliche Vorrecht
des Arztes. Indeß hatte sich die Gesellschaft
schon an diese unliebenswürdigen Eigenschaften
des Mannes, der, wie die Verhältnisse lagen,
trotz der angeblichen Herrschaft Heloisen's, der

eigentliche Gebieter und Gastgeber in Avalon war, allmälig gewöhnt. Erfreulich war die Stellung Riquier's sicher nicht, auf alle Fragen zu antworten, dies zu erläutern, gegen jenes Einspruch zu thun — und oft sprachen Alle durcheinander in launiger und tollster Weise, wie Reisende thun, denen auf fremdem Boden so vieles fremd ist, und die nun keine Geduld haben, bis ihre Neugierde wohl oder übel befriedigt wird — dazu gehörte eine unerschütterliche Ruhe, eine gemessene Würde und jener gute Wille, Andern zu dienen, den weder Heloise noch Octave in sich fühlten. Simon's Ernst ließ sich von dem Bewußtsein der auf ihm lastenden Pflichten herleiten, „dazu“, sagte Heloise halblaut zu dem Vicomte, der ihr zur linken Hand saß, „ist er beinahe der Schatten meines Großvaters, und das ist auch kein angenehmes Geschäft,“ und der Vicomte dachte: nicht alle Rattenfänger sind lustige Gesellen, und der hier gehört zu der schlimmsten Art.

Nach manchen Besprechungen, nach der Abweisung aller Einwände, entschied darauf Königin Heloise so über die Ordnung des Tages. Die Stunden, die noch vom Vormittage blieben, sollten zu einem Besuch der Kunstsammlungen des Marquis benutzt werden, damit Jeder sich den Gegenstand auswählte, den er sich durch seine Rede am Sarge des Verstorbenen erobern könnte. Bis zum Mittagsmahle sei Jedermann Herr seiner Zeit. Nachher, nach gehaltener Siesta, wollte man nach dem Dorfe reiten, und die schönsten Mädchen und Burschen auf den Abend zu einem Tanze nach dem Schlosse einladen. Zurückgekehrt würden sie sich an der Pansstatue im Garten treffen und es sollte erzählt werden. Jeder warf ein Loos in eine Marmorschale und Fortunio, dem man die Augen verbunden, zog als erstes das Aissé's heraus.

Bei dem Aufbruch nach den Gemächern Sylvain's traf Heloise wieder mit Watteau zusammen;

an der Tafel hatten sie kein Wort mit einander gewechselt und sie wenigstens keinen Blick zu ihm hinübergesandt.

„Da hätt' ich des Besten meiner Unterthanen fast vergessen,“ sagte sie und berührte mit der hohen, weißen Lilie, die sie auf Aissé's Rath als Scepter aus der Blumenvase genommen, die Schulter des Malers. „Ich lese in Ihren Augen eine Bitte, Herr Watteau, und komme ihr zuvor. Es steht in Ihrem Belieben, uns nach dem Dorfe zu folgen oder hier zu bleiben und zu malen. Frei sei der Künstler und die Kunst noch freier.“

„Dank, Frau Königin.“

Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Voran schritt der älteste Diener des Hauses, verdrossen und mit innerlichem Unwillen, daß er die Geheimnisse seines Herrn, an den er mit blinder Anhänglichkeit gefesselt gewesen, Alles, was er selbst durch eine so lange Reihe von Jahren mit Ehrfurcht

angestaunt hatte, einer lachenden, leichtsinnigen und spottsüchtigen Gesellschaft zeigen sollte. Von dem linken Flügel des Schlosses, in dem sie sich befanden, hatten sie den Gang zu durchwandeln, der durch das ganze Gebäude lief, um nach den Zimmern zu gelangen, die früher der Verstorbene auf der äußersten rechten Seite des Hauses bewohnt. Bei der Eile, mit der sie alle vorwärts drängten, waren sie eher, als sie es vermuthet, wenn auch nicht als sie es gewünscht, an der Thür zu so vielen Wundern. Hatte doch der Chevalier d'Aydie, der sie ja vom vergangenen Jahre her kennen mußte, auf Heloisens Frage geantwortet, daß manches Werthvolle und noch mehr Seltsames in den Sammlungen des Marquis enthalten sei. Die ersten Gemächer, in die sie kamen, genügten mit ihrer einfachen, in den Augen dieser vornehmen, an verschwenderische Pracht und bunten Glanz gewöhnten Menschen, fast ärmlichen Einrichtung den hochgespannten Erwartungen nicht und

der alte Ambroise, der mit einer in tiefster Rührung zitternden Stimme sagte: „auf diesem Lehnstuhl hat der gnädige Herr Marquis gesessen,“ oder „jene Uhr mit den zwölf Bildern des Thierkreises pflegte er eigenhändig aufzuziehen,“ „diesen Stock führte er, aus jener kleinen goldenen Dose schnupfte er am liebsten,“ mußte sich, um nicht jedes Trostes zu entbehren, die Bewunderung Frau Argentinens gefallen lassen, die auf alle jene Bemerkungen schluchzend mit einem: „Und nun ist er bei alledem todt!“ erwiederte. Ihr erschien es nämlich die größte Unbilligkeit des Schicksals, daß der Besitzer so vieler Herrlichkeiten gestorben sei. Auch die Bibliothek, die der alte Herr mit manchem Opfer zusammengebracht, fand keine Gnade vor dem Geschlecht, das ihm nachgefolgt. „Wie viel Staub und Moder!“ riefen Heloise und Aissé. „Welcher Plunder!“ der Vicomte und Octave. Ambroise eilte, so rasch es gehen wollte, zu der andern Thür, die Ohren

gellten ihm von diesen Mißklängen und jetzt ließ ihn auch die immergetreue Frau Argentine im Stich. „Es ist kein Wunder,“ meinte sie, „daß er gestorben. In dieser Moderluft. Nehmen Sie sich ein Beispiel daran, mein werther Herr Simon Riquier, ein Beispiel!“

„Dies,“ unterbrach sie Ambroise mit erhobenem Ton und lüftete, da er schon die kleine Eichenholzthür aufgeschlossen, den Vorhang, der sie noch bedeckte, „dies ist das Laboratorium des gnädigen Herrn Marquis.“

Ein Ach! des Erstaunens, des Erschreckens ... der Herd, der Dreifuß mit eingegrabenen, kabbalistischen Zeichen, Retorten, Phiolen, dazwischen Todtenköpfe, in den Ecken Thierskelette von eisernen Stäben festgehalten, ein ausgestopftes Wunderthier von der Decke, inmitten zweier antiker erzenen Ampeln herabhängend, das d'Aydie für ein Krokodil aus Aegypten erklärte ... das war ein Forschen, ein Hin- und Herreden, eine Bewunderung.

Machte er Gold? Besaß er den Stein der Weisen? „Sicher nicht das Lebenselixir, das goldene Wasser," behauptete Watteau ohne Widerspruch zu erfahren, „denn dann lebte er noch und wir wären nicht hier." Simon Riquier lächelte bitter, es blieb unentschieden, ob über die thörichten Aeußerungen der Andern, unter denen das Wort Watteau's noch nicht das kläglichste war, oder über die vergeblichen Bemühungen des Marquis, den Geheimnissen des Lebens und des Sterbens auf die Spur zu treten. Das aber war nun einmal der Zug der Zeit. Sogar Watteau, dem bei seiner künstlerischen Anschauung der Welt, in Folge der mangelhaften Bildung, die er in der Jugend genossen und die er jetzt, in reiferen Jahren, durch eifrigstes Lesen, doch nur zum Theil erweitern konnte, diese Dinge und Bestrebungen so fern, so verschlossen und anziehungslos daliegen mußten, wurde in das allgemeine Staunen mit fortgerissen. Das eine und andere Fläschchen mit

Flüssigkeiten, deren Kräfte er nicht kannte, gefüllt, nahm er von den polirten Ebenholzbrettern darauf sie standen, schüttelte sie und ergötzte sich, wie ein Kind an Seifenblasen, an dem Schäumen der... „Nicht wahr, alles Gifte?" fragte er den Arzt, auf eine Reihe Flaschen zeigend.

„Ich weiß nicht," entgegnete Riquier, „das festzustellen wäre eine Untersuchung, eine gefährliche Untersuchung vielleicht nöthig. Sie aber haben da ein besonderes Fläschchen in der Hand."

„Ist nicht Wasser, destillirtes Wasser darin?"

„Als Sie es schüttelten, bildete sich ein milchweißer Schaum darauf?"

„Ja."

„Es ist auch ein goldenes Wasser, wie Sie vorhin sagten, Aqua Toffana."

Dies Wort, die Erwähnung des stärksten Giftes, — es wurde in Italien zu Perugia zuerst bereitet — von dem man damals Kenntniß hatte und das durch die in Paris unter Ludwig XIV.

vorgekommenen Giftmorde gerade in der erlauchten Gesellschaft eine traurige Berühmtheit erlangt, brachte das Gespräch der Andern im Augenblick zum Verstummen und wandte ihre Aufmerksamkeit Watteau und dem Arzte zu.

„Aqua Toffana“ — und Watteau hielt das Krystallfläschchen, das durch einen silbernen Stöpsel fest verschlossen war, hoch empor. „Sieh! Sieh! damit könnte unter Umständen Manchem geholfen werden, besser als mit Reichthum oder Frauengunst. Vergebung, meine Damen! Allein, allein — es ist eine so bedenkliche Sache um die Liebe und hier ist Wahrheit. Wer dies trinkt, weiß was er getrunken. Einen ewigen Schlaf.“

„Welcher böse Geist faßt Sie an!“ rief Octave dazwischen.

„Sachte, mein Herr Marquis. Im Angesicht des Todes genießt man erst recht des Lebens. Beispiel ist der arme Holofernes, dem Judith den Kopf abschlägt. Die Geschichte ist so oft gemalt.

Offenbar kannte Judith dies edle Wasser noch nicht und wußte nicht einmal, daß Küsse vergiften."

Leise die Schulter zuckend kehrte sich Heloise ab und der Vicomte lachte: „Dieser Watteau hat die besondere Tollheit, überall Reden zu halten. Der Regent hat ihn schon freundlich vor zu vielem Trinken gewarnt. Doch die Künstler sind arm und je ärmer, desto durstiger."

Da fuhr der Maler mit einer jener unerklärlichen Wendungen, die seine Zerstreutheit und zugleich seine Unfähigkeit, geordnet zu denken, bezeichneten, in seiner erregten Weise fort: „Alter Maulwurf Ambroise, führe uns nun zum Licht! In die Hallen der Kunst! Lange genug sind wir in der Unterwelt gewesen. Meine Herren, wenn die Damen Sie zu schmerzlich leiden lassen, Sie wissen jetzt, wo das Heilmittel steht. Brett drei, Nummer dreizehn" — und er stellte das Fläschchen wieder dorthin. „Es lebe der gute Marquis Sylvain von Roche-Noire, der —"

Da traf ihn der Schlag der Lilie.

„Herr Watteau,“ sagte Heloise, „hat das erste Gesetz übertreten; er wird zur Strafe die nächsten zwei Stunden schweigen.“

Unter Aller Gelächter senkte Watteau stumm das Haupt.

Es war aber, als Ambroise jetzt die nächste Thür öffnete, doch etwas wie eine Erfüllung von Watteau's Worten, als ob man in Wirklichkeit aus dem Tartarus auf die freie Höhe eines Götterberges träte. Ein heller, hochgewölbter Saal nahm sie auf, dessen blaue, von goldenen Sternen blitzende Decke allein schon gegen die düstern, rauchgeschwärzten, von Spinnweben bedeckten Gewölbbogen des Laboratoriums eine himmlischere Sphäre ankündigte. Vier hohe Fenster in Rundbogenform ließen der Sonne ungestörten Zugang und erlaubten den von so mannigfaltigen Gegenständen getroffenen und verwirrten Augen, sich auf den Wipfeln der Bäume, den hellgrünen

Rasenplätzen des Gartens, auszuruhen. Ein Kunstkenner und Sammler in dem gewohnten Sinne des Worts, mit einer bestimmt ausgesprochenen Vorliebe für Bilder, oder Medaillen, Münzen und geschnittene Steine, war Sylvain nicht gewesen; im rechten Widerspruch damit hatte er seine Neigungen oft gewechselt und nur eine einzige, die für das Sonderbare bewahrt. Der Saal glich nicht einem geordneten Museum, sondern einem Antiquitätenladen, wo blindwaltend der Zufall die wunderlichsten und kostbarsten Dinge aufgethürmt. Hier lagen einige Architrave und andere Trümmer, die man in den altrömischen Ruinen zu Arles, im Theater und der Maison Carrée zu Nîmes gefunden; in einem kunstvoll geschnitzten Holzkasten, auf jenem Tisch Medaillen, goldene und bronzene, eine nicht geringe Anzahl von Gemmen, darunter in einen Opal geschnitten der berühmte Kopf der Agrippina, der Mutter Nero's, die man zum größeren Theil bei der

Umpflügung eines Feldes in der Nähe von Marseille dem Schooß der Erde entnommen. An den Wänden standen auf marmornen Consolen Büsten, griechische Philosophen, römische Kaiser, doch keine Frauenbilder. Nur in einer Nische erhob sich die wohlerhaltene Gewandstatue einer Göttin. Die Gelehrten der Provence und Languedoc's, denen zuweilen, nach vielen Bitten, von dem menschenfeindlichen Besitzer der Zutritt zu seiner Sammlung gewährt wurde, stritten darüber, ob es eine Ceres, eine Isis, oder eine Juno wäre. Zwischen den Büsten hingen Bilder, meist nur Copien, aber einige Originale, Tizian's, Tintoretto's, Landschaften von Claude Lorrain und Poussin, endlich, an ausgezeichneter Stelle, ein Bild von Rubens — mit Auslassung einiger Figuren dasselbe, wie jenes größere Bild, das jetzt in der Dresdener Galerie unter dem Namen „der Liebesgarten" bekannt, die Bewunderung der Welt ist. Seltsam genug gegen diesen friedlichen

Schmuck des Saales stachen die an den Pfeilern der Fenster aufgehängten, zu Trophäen vereinigten Waffen ab. Schilde, Helme, Schwerter, in jeglicher Form und Größe, diese noch hell glänzend, jene verrostet; einsam an einem Pfeiler ein kurzes, doppelschneidiges, römisches Schlachtschwert, in dessen Griff ein blitzetragender Adler eingegraben, und das, unweit Aix's gefunden, dem Marquis die stolze Unterschrift eingegeben: „Schwert des Marius, mit dem er die Teutonen und Cimbern schlug." Daneben aus fremden Erdtheilen die Bogen und Giftpfeile der Neger, türkische Säbel, chinesische und japanische Messer, welche die Missionaire der Jesuiten im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts nach Frankreich geschickt; eine Roßschweiffahne und eine osmanische Trommel, die ein Verwandter des Marquis bei St. Gotthardt, im Heer des Kaisers, erbeutet, malayische Dolche, und auch die neue Welt war vertreten mit der Federkrone, dem Tomahawk und dem Skalpmesser

eines Indianerhäuptlings, von den Ufern desselben Flusses Mississippi, woher und woraus der Schotte Law in kühnem Gedankenfluge das Gold zu ziehen hoffte, um die Schulden Frankreichs zu bezahlen. Der Reichthum des Saales war freilich damit nicht erschöpft. Krystallschalen, Becher, goldene und silberne, venetianische Gläser, die feinsten und kostbarsten Elfenbeinschnitzereien, alterthümliche Schmucksachen erregten immer auf's Neue das Wohlgefallen und Entzücken der Frauen, während die Männer die Spitze jenes Dolches, das Visir dieses Helmes prüften. Watteau stand schon längst, die Arme über einander geschlagen, in Betrachtung des Rubens'schen Bildes versunken. Das war ja auch seine Welt — dieser Garten, die Statuen, der Springbrunnen, scherzende Amoretten, lächelnde Frauen, verliebte Jünglinge. Nur rauschte hier ein stärkerer Strom des Lebens, ein volleres Genießen, dem nicht seine eigene Schwermuth und Schwäche der Empfindung

angekränkelt war. Unter das Bild hatte der Marquis geschrieben: „Utopia, das Land der Narren. Der Weise lacht über diese Phantastereien und bedauert, wenn er sie sieht, das jammervolle Menschengeschlecht, das daran Vergnügen findet, und mit dem Bau solcher Luftschlösser die kurze Spanne seines Lebens vertrödelt. Uebrigens gut gemalt und allen Narren zu empfehlen." Während nun die Andern dies und jenes sich auswählten, im Falle sie bei dem Redekampf den Preis davontragen sollten, rührte sich Watteau nicht von der Stelle. Seine ganze Seele war wie erleuchtet von dem Glanz dieser Farben, dem Lächeln dieser Gestalten. Sogar die Unterschrift Sylvain's hätte er nicht wegwünschen mögen, für sein Empfinden war sie der letzte Klang, der die Harmonie schloß. Es ist eine Narrheit, dachte er bei sich, aber die Götter selber hätten es nicht besser machen können.

„Und Sie, Herr Watteau, was wählen Sie?"

fragte der Vicomte da, der ihn gern dazu verleitet hätte, das Verbot der Gräfin zu übertreten.

Und sicherlich hätte Watteau mit einem Lobspruch auf Rubens' Meisterwerk geantwortet, wenn nicht Heloise warnend die Lilie erhoben, so besann er sich noch im letzten Augenblick und zeigte nur auf das Bild und die Schrift darunter...

„Allen Narren zu empfehlen," las Henri.

Und der Gesellschaft, die in einem Halbkreis um ihn stand, machte der Maler seine höflichste Verneigung, legte die rechte Hand auf den Mund und verließ, den Hut in der linken, den Saal.

An diesem Tage nun bis um die sechste Stunde, wo sie sich im Garten vor dem Pansbilde treffen wollten, um vor dem Beginn des Abends die Erzählung Aissé's anzuhören, ereignete sich im Schlosse zu Avalon auch nicht die kleinste Begebenheit, die wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit und Tollheit einen Platz in dieser närrischen Geschichte verdiente. Im Gegentheil, es verlief Alles so eben und glatt,

wie nach dem gesunden Menschenverstande die Dinge hienieden verlaufen müssen. Das Mittagsmahl war gut, die Reden von gefälliger Heiterkeit gewürzt und, da Watteau sein Trappistenschweigen nicht brach, von allgemeiner Verständlichkeit, es führte nämlich der Vicomte Henri de Rion das Wort und es ist leicht ersichtlich, daß seine Reden nicht aufgezeichnet zu werden brauchen, denn sie wiederholen sich in jeder Gesellschaft bis auf den heutigen Tag. Der Ritt nach dem Dorfe, das etwa eine halbe Meile unterhalb des Schlosses an einem der Bäche lag, die mit der Dürance sich in die Rhone ergießen, wurde von dem schönsten Wetter begünstigt, von einem Himmel, den nicht das leichteste Wölkchen auf Minuten trübte. Mit welchen Ehrenbezeugungen, welchen Huldigungen die erlauchten Herrschaften von den Bauern empfangen wurden, mit welcher Freude die Mädchen die Aufforderung zu dem Tanze am Abend im Garten des Schlosses auf-

nahmen, würde der Erzähler ausführlicher berichten, wenn er nicht fürchten müßte, diesem Buche, das durchaus nur der Freude und der Tollheit gewidmet ist, seinen Grundton zu rauben; könnte die knechtische Demuth, die Entwürdigung dieser armen, unterdrückten Leibeigenen anders wirken, als mit greller Dissonanz die liebliche Melodie: „vive la joie! vive la folie!" zerreißen? So war dies der merkwürdigste Zufall auf dem Spazierritt, daß die Gräfin sich von ihrem Vetter wie von dem Vicomte in gleicher Entfernung, und beständig in Simon Riquier's Nähe hielt, und da nun Aïssé und Fortunio, Octave und der Chevalier unzertrennlich schienen, so blieb der arme Vicomte wiederum auf Frau Argentinen's Unterhaltung und Verkehr beschränkt. Je weiter sie ritten, und der Weg, der nur zweien Reitern nebeneinander genügenden Raum gestattete, dehnte sich für seine Ungeduld und sein Unbehagen endlos aus, desto fester wurde in ihm die Ueberzeugung, daß

nur die schleunigste Flucht aus dem Schlosse ihn vor größeren Unannehmlichkeiten sichern könne. Trotz seines Eigendünkels gestand er sich diesmal seine Niederlage ein, Heloise hatte ein schmähliches Spiel mit ihm getrieben. Sie war im Stande, um die Erbschaft nicht zu verlieren, den Arzt aus Montpellier zu heirathen. Nach der Hochzeit, so wirbelten Henri's Gedanken, die an diesem Tage schon manchen harten Stoß erlitten hatten und jetzt noch von der provenzalischen Sonne erhitzt wurden, nach der Hochzeit wird sie sich freilich des Fläschchens, Brett drei, Nummer dreizehn, entsinnen, worüber der verrückte Watteau so gescheute Anspielungen auf Judith und Holofernes machte... Diesen Betrachtungen ward zum Glück, wie man so zu sagen pflegt, der Boden unter den Füßen entzogen, als bei einer Biegung der Weg sich erweiterte und Fräulein Aissé sich zu ihm und Frau Argentine gesellte, da Octave im Galopp vorgesprengt, und der Malteserritter mit dem Kna-

den Fortunio ein Gespräch angeknüpft. Das Erscheinen Aïssé's an seiner Seite gab Henri de Rion sein Selbstgefühl wieder. Ist es nicht die Blonde, so ist es Braune — und nach einer verlorenen Schlacht verschmäht man auch den kleinsten Vortheil nicht. Der Viconte beschloß, die Gräfin keines freundlichen Blickes mehr zu würdigen, sich dafür dem Dienste Aïssé's zu widmen — selbst auf die Gefahr hin, nur in echt platonischer Weise mit einem verstohlenen Handdruck und einem Kusse belohnt zu werden, denn um einen geringeren Preis konnte, nach seiner Ansicht, ein Mann wie er seine Huldigung nicht verkaufen. Bei dieser Aussicht hob sich seine gedrückte Stimmung wieder, er war doch auch wie eine Feder, die der leiseste Windhauch emporträgt. Hatte ihn die Gräfin überlistet, so erging es — und das konnte ihm ein Trost sein — seinem Nebenbuhler Octave nicht besser. Weder im Schlosse noch auf dem Ritte achtete Heloise seiner, sie hatte nur für

Riquier oder Fortunio Aufmerksamkeit und Lächeln. Ueberdies schien Octave unter einem ungünstigen Stern Avalon betreten zu haben. Als ihn in der vergangenen Nacht der Bote Riquier's in einem Dorfe erreichte, wo gerade eine Bauernhochzeit gefeiert wurde, hatte er seinen beiden Freunden zugerufen: „Das giebt ein Unglück, habt Acht, das giebt ein Unglück!“ Statt an dem Hochzeitsjubel Theil zu nehmen, wie er und Watteau Willens gewesen, mußten sie in aller Hast in die Kutsche steigen und im Galopp davon fahren, um noch vor Mitternacht an dem Thor Avalon's zu sein. In der ärgerlichen Laune, in die der junge Marquis durch diesen Vorfall gerieth, diente die Zuvorkommenheit Riquier's, der rücksichtsvolle Empfang, den er ihm bereitet, nur dazu, seinen Mißmuth zu steigern. Verdrossen war er des Morgens aufgestanden, hatte sich verdrossen in die Anordnungen Heloisen's gefügt, ihr kaltes, fremdes Wesen zu ihm, ihre offenbare Bevorzugung eines

Andern, thaten das Ihrige, seinen Ingrimm zu stacheln; wenn er sich nicht im Hinblick auf d'Aydie und Watteau, die so freundlich seiner Einladung gefolgt, aus einer gewissen Ehrfurcht vor Aissé, zusammengenommen, längst hätte er einen Streit, sei es mit Riquier, sei es mit dem Vicomte, vom nächsten Baume gebrochen.

So — Feuer unter der Asche brennend — erschien die Gesellschaft wieder im Schlosse. Ihnen nach strömte fast die ganze Bevölkerung des Dorfes. Im Schloßhofe und auf dem weiten Rasenplatz vor dem Thor war Raum genug für Alle. In freigebigster Weise wurde, wie Heloise es wollte, Wein und Brod an sie vertheilt. Die erste Frage der Zurückkehrenden war die nach dem Maler; bei dem Einen mochte sie aus Theilnahme für ihn, bei dem Andern aus Neugierde entspringen. Im Grunde enthielt sie doch das Geständniß, daß ihnen Watteau unentbehrlich geworden sei. Ambroise berichtete, daß der Maler

nach dem Fortgang der Herrschaften eine gute Weile geschlafen habe und jetzt im Garten sei und zeichne. In seiner Arbeit überraschten sie ihn jedoch nicht, wie schnell sie auch hinabeilten, er hatte schon seine Blätter und Stifte zusammengepackt. Königin Heloise erklärte feierlich seine Strafe für beendigt und erloschen, und man setzte sich in einem Halbrund um die Statue nieder; inmitten, dicht an der Bildsäule, auf einem Sessel mit Armlehnen, während die Sitze der Andern kleiner und nur mit einer Rückenlehne versehen waren, thronte Heloise, ihr zur Rechten Aissé, Riquier, der Vicomte, d'Aydie, zur Linken Fortunio, Octave, Frau Argentine, Watteau. Der saß so, daß der Rundthurm am Wasser ihm gerade gegenüber lag und er, wenngleich das Gebüsch den unteren Theil des Gebäudes seinen Blicken entzog, die Fenster des mittlern Stockwerkes, die blumenbestandenen, epheuumsponnenen,

deutlich erkennen konnte. Es begann aber, wie verabredet, Aissé ihre Geschichte.

Diese Erzählung war so einfach wie das weiße Gewand des jungen Mädchens; sie wurde schmucklos vorgetragen, allein die Zuhörer horchten dieser süßklingenden Stimme, wie dem Gesang der Nachtigallen oder einer sanften Musik. Aissé entschuldigte sich, daß sie nichts Besseres zu erzählen wisse, als ihre eigene Geschichte. Die ersten Eindrücke, die in ihrer Erinnerung haften geblieben, waren trauriger und schrecklicher Art. Auf dem Sklavenmarkt zu Konstantinopel erwachte sie zum Leben und zum Bewußtsein, sie war ein fünfjähriges Kind. Was vor diesem Tage geschehen, als sie der Sklavenhändler im buntgeschmückten Kleidchen den Kauflustigen feilbot, lag wie ein dichter Nebel hinter ihr. Der französische Gesandte bei der hohen Pforte, Herr von Ferriol, den ein Zufall des Weges am Markte vorüber führte, erbarmte sich der Unglücklichen. Ihn rührte

ihre kindliche Schönheit wie ihr Elend, er zahlte den hohen Preis, den der Sklavenhändler für sie forderte. Und was nun Ferriol von ihm über die Herkunft und die Schicksale des Kindes erfuhr, erhöhte noch sein Mitleid und seine werkthätige Liebe. Der Händler aber hatte etwa vor einem Jahr das Mädchen zu Trebisonde erstanden. Dort ist ein großer Markt, zu dem die halbe Levante strömt. Die Korsaren- und Sklavenschiffe, die das schwarze Meer durchschneiden, landen dort, ihre Beute zu verkaufen. Auf einem derselben befand sich Aissé. Eine Stadt an der Westküste Kaukasiens hatten die Seeräuber überfallen, geplündert; nach heftigem Kanpfe eroberten sie auch das Schloß des Fürsten. Männer und Frauen, die ihnen auf den Treppen, in den Gemächern entgegen kamen, starben unter ihren Säbeln. In einem der entlegenern Zimmer des Palastes trafen sie ein Kind, allein, auf einem persischen Teppich liegend. Seine Wärterin hatte es verlassen, viel-

leicht war sie im Gewühl getödtet worden wie seine Mutter. Aus dem goldgestickten Hemdchen, das es trug, schlossen die Räuber, daß es die Tochter des Fürsten sein müsse. In ihrem Führer erwachte das Erbarmen, er nahm sich des Mädchens an, weiter freilich, als daß er ihr das Leben gerettet, ging seine Menschlichkeit nicht, er dachte nur daran, den größten Vortheil aus seiner scheinbar guten That zu ziehen. Auf dem Markt von Trebisonde stellte er sie zum Verkauf. Dies erzählte der Sklavenhändler dem Herrn von Ferriol. Von der Stunde, wo dieser sie in sein Haus aufgenommen, behandelte er sie wie seine Tochter. Er ließ sie nach französischer Sitte erziehen und nannte sie Aissé, im Arabischen aber bedeutet Aissa Jesus. Aissé's lebendiger, leichtfassender Geist lebte sich um so schneller und vollständiger in diese Formen, diese Sprache und Denkweise ein, je weniger andere Anschauungen und Begriffe schon Besitz von ihm genommen hatten.

Sie konnte sich mit Recht eine Tochter Frankreichs nennen. Als Herr von Ferriol von seinem Gesandtschaftsposten in Konstantinopel abberufen wurde, begleitete ihn Aissé nach seiner Heimath, nach der sie eine ungestüme Sehnsucht zog, als wäre es ihre eigene gewesen. Mit ihrer Ankunft in Frankreich, in Paris hatte ihr Leben den abenteuerlichen Glanz verloren, „seitdem," wie sie ihre Erzählung schloß, „bin ich ein Mädchen geworden, wie Alle."

Anders nahm sich diese schlichte Geschichte in dem Munde Aissé's aus als hier in kahlen Buchstaben, schwarz auf weiß. Wie mit einem neuen Schimmer umstrahlte das Unglück diese Stirn, die schon die Glorie der Tugend umgab. Und so farbenreich und sicher hatte sie diese wechselnden Scenen zu schildern gewußt! Der Dank, den ihr die Königin aussprach, hatte auf den Lippen Aller gelegen. Dem jungen Fortunio und Frau Argentinen waren wiederholt die Thränen in die Augen getreten. Und nun, nachdem Heloise ge-

redet, hatte noch bald Dieser, bald Jener ein Anderes zu fragen, ein Wort des Lobes, eine Bemerkung, die er nicht für sich behalten wollte. Nur Watteau und d'Aydie verharrten in ihrem Schweigen. Den Malteser bewegte die innigste und zarteste Empfindung, sie laut werden zu lassen, wäre ihm wie eine Entweihung erschienen. Watteau dagegen träumte nur seinen eigenen Traum, für ihn, in seiner künstlerischen Selbstsucht, hatte Aissé allein als eine Gestalt seines Bildes, als eine Anregung seiner Phantasie Werth, wie hoch er sie schätzte und verehrte, seinem Herzen blieb sie fremd. Sie herrschte über seine Einbildung, nicht über sein Gemüth. Ihm war es, als seien die Leiden und Gefahren, von denen sie erzählt, nicht ein Theil der Aissé, die er kannte, als berührten sie dieselbe gar nicht. Das Ideal, das er sich aus ihr gebildet, schwebte über Zeit und Raum und dem Elend der Sterblichkeit. Zumeist aber entsprang seine geringe Theilnahme

an Aissé's Geschichte aus seiner Unaufmerksamkeit und Befangenheit. Um die Erinnerungen, die schmerzlichen Eindrücke zu vergessen, die ihn am Morgen unablässig gepeinigt, hatte er sich leidenschaftlich in die Arbeit gestürzt. Anfangs ging sie ihm schwer von der Hand, die rebellischen Gedanken wollten seinen Geist nicht freilassen. Zuletzt siegte dann sein Wille, die Gewohnheit des Schaffens. Die Wiederkehr der Andern, die sich neigende Sonne hatte ihn wohl an der Fortsetzung seiner Zeichnung, doch nicht an dem innerlichen Fortarbeiten und Ausmalen hindern können. Nur widerstrebend lieh er Aissé'n ein halbes Ohr. Die Schatten der Abenddämmerung, ihre Farbentöne und Wolkenbildungen schlangen um ihn ihre magischen Bande. Und wie er nun so bald gen Himmel, bald in die Tiefe des Gartens schaute, fielen ihm auch die hellen Fenster des Thurmes, goldschimmernd, sein Auge fast blendend auf. War das eine nicht geöffnet? Streckte sich nicht eine Hand vor,

die Blumentöpfe auf dem Gesimse zu begießen, eine Epheuranke, die der Wind losgerissen, wieder zu befestigen? Neigte sich nicht mit halbem Oberkörper eine Gestalt über die Brüstung, rasch, wie es schien, von einer hinter ihr stehenden zurückgezogen? Vielleicht war es eine Täuschung — vielleicht in Wirklichkeit eine alte Frau, eine langjährige Dienerin des Schlosses, der man dort ein Asyl für ihre letzten Lebenstage gegeben. Dennoch, wäre er allein gewesen, würde sich Watteau dem Thurm genähert haben, um sich zu überzeugen, wem diese Hand angehörte, die noch immer zwischen den Blumen und dem Epheu schaffte. Aber ein Unsichtbares hielt ihn fest auf seinem Sessel, es drängte den Ausruf der Verwunderung von seinen Lippen zurück. Wenn er seine Zurückhaltung indeß nur der Gegenwart der Andern zuschrieb, so kannte er sich entweder nicht oder betrog sich selbst. In ihm war eine dunkle, ungewisse Furcht, angeregt von den räthselhaften Worten Riquier's, gewachsen

bei der Erwähnung Mariens, seitdem er die Gräfin gesehen; er fing an Alles in diesem Schlosse mit argwöhnischen Augen zu betrachten, er scheute sich eine Frage zu thun und ...

Die Gräfin redete ihn an: „Und Sie schweigen, Herr Watteau? Sie haben keinen Dank für Fräulein Aissé?"

„Das Fräulein kennt wie Gott meine Gesinnung. Ich bin ein Trappist, nicht durch Gnadenwahl, sondern auf Ihren Befehl, Frau Gräfin. Das ist alleins; ich habe die Schweigsamkeit liebgewonnen."

Wieder blickte er nach dem Fenster und da der Sonnenglanz sich im Ausglühen gemildert, konnte er länger und schärfer hinsehen und glaubte nun an der Gestalt jugendliche Formen zu erkennen. Noch starrte er im wachen Traume hin, als Fortunio mit einem ängstlichen Schrei aufsprang. Die ganze Gesellschaft kam in Bewegung. Der Knabe kämpfte mit dem Anfall einer Ohnmacht.

Ihre Riechfläschchen boten ihm die Frauen, doch drängte sie Riquier sanft zurück und faßte die Hand Fortunio's. Diese Berührung des Freundes wirkte beruhigend. Und da erklangen, als wollten auch sie seine Lebensgeister erwecken, vom Schlosse her die Töne der Flöten, Zithern und Mandolinen — Fortunio öffnete die geschlossenen Augen, es war zufällig, daß er wie Riquier und Watteau nach dem Thurme schauten. Der lag still und öde, das Fenster war geschlossen, die Gestalt verschwunden.

Alle brachen auf, dem buntgeschmückten Zuge der Bauern und Bäuerinnen entgegen.

„Hast Du gewählt?" fragte Heloise noch verstohlen die Freundin.

Aissé schüttelte den Kopf zum Zeichen der Verneinung, darüber glitt ihr der Shawl von den Schultern und d'Aydie, der nur einen Schritt hinter ihr stand, ergriff ihn am Zipfel. Das junge Mädchen erröthete in der Besorgniß, der

Ritter hätte die Worte der Gräfin vernommen und ihren Sinn unschwer errathen. Doch d'Aydie war, als sie das Tuch aus seiner Hand nahm, kaum weniger als sie befangen, und die muthwillige Heloise mochte Recht haben, wie sie lachend rief: „Gott Amor's Finger!"

Zwischen dem Mittelgebäude Avalon's und dem eigentlichen Garten dehnte sich ein weiter, grüner Rasenplatz aus, an dessen einem Ende sich ein alterthümlicher Ziehbrunnen befand. Ohne Gebüsch und Baum, durch die Nähe des Wassers immer frisch erhalten, glich der Platz einer Wiese. Man konnte keine glücklichere Stelle für einen ländlichen Tanz finden. Nach der Seite des Gartens hin erhoben sich hochstämmige, schlanke Platanen, unter dem Schutz ihrer Zweige nahmen die Herrschaften Platz. Vor den Gebäuden des Schlosses hatte man Bänke für die ermüdeten Tänzer, Tische mit Erfrischungen aufgestellt. Die Musikanten saßen auf den oberen Stufen der

Treppe, die zur Terrasse führte. Purpurn und golden leuchtete der Himmel im Abendroth darüber. Mit dem Eintritt der Dunkelheit sollten Wachsfackeln den Raum erhellen.

Eine Stunde und länger gewährte es ihnen Vergnügen, der lauten Fröhlichkeit und den Tänzen der armen Leute zuzuschauen. Selbst daran Theil zu nehmen, scheuten sich nur Octave und Fortunio nicht. Den Jüngling riß die Lust, der Drang nach freudiger Bewegung hin, Octave handelte unter dem Einfluß seiner verbitterten, trotzigen Stimmung. „Ich will ihr zeigen, wie so gar nicht ich mich um sie kümmere,“ dachte er, mit einem Blick auf Heloise, und wählte die schönste der Bäuerinnen zu seiner Tänzerin. Anfänglich war Alles, in Gegenwart der gnädigen Damen und Herren, steif und ungeschickt gegangen; als sich aber Fortunio und der Marquis zu ihnen gesellten, bekamen die Armen Muth und die Freude wurde nun erst Freude. Ob sie bis an Heloisen's

Herz drang? Sie war in ein halblautes Gespräch mit Riquier vertieft, das sie ausschließlich und angenehm zu beschäftigen schien. Zuweilen lachte sie überlaut über die tollen Sprünge eines Burschen, um ihre schönen Zähne zu zeigen. Zuweilen versank sie in träumerisches Sinnen, um dem neben ihr Sitzenden den feuchten, schwimmenden Glanz ihrer Augen gewahren zu lassen. Die Meldung Ambroise's, daß die Abendtafel zugerichtet sei, unterbrach ihr Spiel. Octave und Fortunio wurden vom Tanz zurückgerufen.

Als sich das Mahl seinem Ende näherte, gelang es dem Arzt, ohne sonderlich Aufmerksamkeit zu erregen, Fortunio in eine Fensternische zu ziehen.

„Wie ist Dir, mein Kind? Schone Dich doch, Du tanztest nach Deiner Ohnmacht von vorhin zu viel."

„Der Schreck ist ja vorüber, Herr Riquier," entgegnete der Knabe flüsternd. „Und es lief ohne Gefahr ab."

„Welche Gefahr?"

„Sie war am Thurmfenster, sie ..."

Wie im Scherz hatte Simon seine Hand ergriffen und drückte sie heftig. „Am Fenster? Sie! — Sah's außer Dir noch Jemand?"

„Nur der Maler."

„Genug."

Erleichtert athmete Riquier auf und die schwere Falte, die sich dicht über seinen Augenbraunen gebildet, verzog sich wieder, sein Antlitz war so undurchdringlich und unerforschlich, wie vorher.

An der Tafel machte eben der Vicomte den Vorschlag, auf einen der nächstfolgenden Tage die adeligen Gutsbesitzer und die Edelleute aus der Umgegend zu einem Maskenball nach dem Schlosse einzuladen, mit ihren Frauen, Töchtern und andern weiblichen Verwandten, denn es sei ungerecht, die Bauern zu bewirthen und die Adeligen nicht; ihnen selbst würden diese guten Leute aus der Provinz, mit denen sie doch, da sie beinahe ihres

Gleichen wären, besser reden und verkehren könnten, als mit Bauern, durch ihre altmodischen Staatskleider, ihre lächerlichen Ausdrücke, die unter Ludwig XIV. für fein und vornehm gegolten hätten, ihr Benehmen und ihre Höflichkeit von ehemals einen unversiegbaren Stoff zur Unterhaltung und zum Gelächter bieten. Er gerieth, als er die Stutzer aus der Provinz schilderte, in eine gewisse satyrische Beredsamkeit, die auf die Gräfin, Watteau und den Arzt, die drei, die ihm eigentlich nur zuhörten, um so ergötzlicher wirkte, je mehr Züge in dem Bilde, das er mit solcher Wahrheit entwarf, wider seinen Willen ihm selber glichen. Am lebhaftesten ging Heloise auf den Plan ein, aber ihrer Herrschaft gehörten nur noch zwei Tage und in dieser Frist ließen sich die Vorbereitungen zum Feste nicht ausführen. Wenn es überhaupt zu Stande kam, mußte es an einem der Tage gefeiert werden, über deren Ordnung Octave oder Riquier zu verfügen hatten.

In den Arzt wagte die Gräfin nicht ernstlich zu dringen, so blieb nur Octave. Der hatte, am Fenster stehend und nach dem Rasenplatz hinunter blickend, auf dem die Bauern ihren Tanz wieder begannen, an den jetzt, der Aufsicht der Herrschaft ledig, sich die Diener und Mägde des Hauses anschlossen, einen alten Kriegsmarsch seiner Feinde, der Kaiserlichen aus der Turiner Schlacht, der als Dessauer Marsch auch seinen Weg durch die Welt machen sollte, einen glorreichen Weg, auf den Scheiben immer lauter getrommelt und wandte sich erst nach wiederholtem Ruf seiner Cousine zu der Gesellschaft zurück. Soldatenerinnerungen, Lagergeschichten mochten in ihm erwacht sein, der Lärm der Trommeln ihm im Ohre klingen: ein kriegerischer Zug lag auf seinem Gesichte, der ihm männliche Schönheit und Würde verlieh. Der spöttisch herausfordernde Ton, den Heloise den Tag über gegen ihn angenommen, verwandelte sich davor in einen schüchternen und bittenden.

„Meine Cousine," antwortete ihr Octave auf ihre Frage, „der Vorschlag des Herrn Vicomte hat meinen Beifall, auch wenn er mir weniger liebenswürdig gemacht worden wäre. Er verspricht, die schauerliche Langeweile, die uns Alle in diesem Neste angähnt, in lustiger Weise aufzustören. Könnten wir diese würdigen Leute doch schon morgen um uns versammeln! Allein ich kenne sie nicht und die Hauptsache: ist uns solch' Fest nach den Vorschriften unsers verstorbenen Verwandten erlaubt?" Hier wiegte Simon Riquier bedächtig mit dem Kopf hin und her. „Mein gelehrter Vetter," fuhr Octave nach dieser Bewegung fort, „theilt meinen Zweifel. Denn die Absicht eines gewissen Mannes, den ich nicht nennen darf, ging sicherlich dahin, daß die neun Unglücklichen, die sich nach Avalon locken ließen, sei's aus Gewinnsucht oder aus Hang nach Vergnügen, einer nach dem andern vor Langerweile sterben, im besten Falle diese Mauern fliehen sollten. Das ist

in schönster Uebereinstimmung mit seinem Menschenhaß und seiner Philosophie. Er wollte uns hier die große Enttäuschung erleben lassen. Deseñgano, sagen die Spanier. Ich trinke darauf!"

„Mein hochgeborner Herr Vetter," erhob sich Riquier. „Ich traue dem gewissen Manne solche heimtückische Absichten nicht zu und bin eher geneigt, diese neun Tage für eine Prüfungszeit zu halten, in der wir uns an einander gewöhnen und unsere Schwächen mit gegenseitiger Großmuth und Geduld ertragen lernen sollen. Ein Bild der Menschheit im Kleinen, die so allmählich auch zur Duldung und brüderlichen Gesinnung heranreift. Wie dem aber auch sei, ich bin im Gedanken alle Anordnungen des Verstorbenen durchgegangen und glaube, es steht unserm Feste keine im Wege. Nur werden wir freilich nicht, wie der Herr Vicomte will, über unsere Gäste lachen dürfen, das verbietet schon die Gastfreundschaft."

In dem Ton des Arztes, in seiner Ernsthaf-

tigkeit allein lag etwas, das eine so empfindliche Natur wie die des Vicomte reizen mußte; um jeden Streit zwischen Beiden darum im Keime zu ersticken, warf die Gräfin, noch ehe Henri die Lippen geöffnet, ein: „Das ist ja nur im Scherz geschehen, mein werther Vetter. Ich wette, der Vicomte erobert an dem Tage die Herzen aller Damen, der jungen wie der alten."

„Also – das Fest haben wir," rief Octave. „Wer unsere Einladung verdient, wird der alte Ambroise wissen. Für Decorationen sorgt Watteau, die Kosten übernehme ich."

„Bitte, es ist billiger, daß die Kosten der Erbe zahle," entgegnete Riquier.

Auf diese Bemerkung sahen ihn alle an, er hatte das Wort „Erbe" so eigenthümlich gesprochen. Aber der Marquis schlug trotzig mit der Hand auf den Tisch. „Nein, sage ich. An jenem Tage bin ich König und trage die Kosten meiner Herrschaft."

„Wie Sie es wünschen;“ sagte Simon, Heloise glaubte ein Lächeln der Befriedigung in seinem Gesicht zu gewahren.

Noch wurden einige Verabredungen getroffen, Frau Argentine mit ihrer Müdigkeit, die ihr schon ein und ein anderes Mal die Augen geschlossen, Watteau mit seiner Schweigsamkeit geneckt...

Wilder, voller, verlockender rauschte unten die Musik, Kastagnetten klapperten dazwischen, dunkler glühten die Fackeln.

„Ich entlasse Sie für heute,“ sagte Heloise aufstehend. „Mein Vetter von Roche-Noire kann seine Ungeduld, aus unserer langweiligen Nähe fortzukommen, nicht mehr verbergen. So geht, Jeder nach seinem Wunsch; wie's Euch gefällt.“

Sie hatte doch einen fürstlichen Anstand, mit dem sich eine bezaubernde Huld verband, als sie sich zu Riquier wandte: „Sie freilich müssen mir folgen, ich habe noch mit Ihnen zu reden.“

Drei Gesichter verwandelten sich da: Octave's,

Henri's und Simon's. In dem einen wetterleuchtete es vor Zorn, Verdruß verfinsterte das andere und über die Züge des Arztes zuckte ein Strahl — es konnte Hoffnung, aufkeimende Neigung, es konnte aber auch nur die Freude über das Gelingen eines boshaften Planes sein.

Er hatte der Gräfin noch nicht den Arm geboten, da schüttelte Octave schon Fortunio an der Schulter: „Heda, Signor, träumt Ihr? Habt Ihr nicht gehört, daß wir frei sind? Unsere Tänzerinnen erwarten uns. Es leben die ungeschminkten Gesichter, kommt!" Und so zog er den Jüngling lachend mit sich fort.

Und es gingen Aissé und d'Aydie, Heloise und Riquier; Frau Argentine wünschte „gute Nacht!" und in dem leer gewordenen Saal, bei den trüber brennenden Kerzen, blieben der Vicomte und der Maler allein.

„Diese Schlange! Und ich habe mich wie ein

Gimpel fangen lassen! Eine abscheuliche Geschichte!“ murrte Henri de Rion.

„Pah, Vicomte, laßt sie doch mit diesem ledernen Burschen davongehen. Fassung! Und dann — was sucht Ihr hier Großes? Ein Abenteuer, ein Mädchen“ ...

„Ihr beschwört sie wohl aus der Erde herauf?“

„Ja. Geht nach dem Thurm.“

„Zu der Wahnsinnigen? Die gehört Euch, Watteau, Gleich zu Gleich.“

„Es war eine schöne, weiße Hand, bei meiner Künstlerschaft! Weiche, gefällige Formen! Und toll? Nun, Vicomte, es wird keiner von uns so eitel und so herzlos sein, sich für vernünftig zu halten. Vernünftig sind nur die Flaschen und das ausgestopfte Krokodil des verstorbenen Marquis. Nach dem Thurm! Wollt Ihr mit?“

Henri war in solch' wilder Laune, daß er seine aristokratischen Grundsätze vergaß, sich nicht der Gesellschaft eines Plebejers schämte und Reden

von ihm hinnahm, die er zu Versailles mit einem Schlag seines Stockes bestraft hätte.

„Da bin ich. Aber trinken wir noch ein Glas, die Nachtluft ist feucht."

„Stoßt an!"

„Ich trinke auf Holofernes, er ist einen schönen Tod gestorben."

„Auf Holofernes!"

VI.

Am nächsten Tage ging die Sonne so golden über Avalon auf als an dem vorhergehenden, aber die Gesellschaft war nicht mehr dieselbe. Sie hatte sich in zwei Parteien gespalten; die eine war von dem Aufenthalt im Schlosse entzückt, die andere verwünschte ihn, und wenn der gute Marquis Sylvain von Roche-Noire auch durch seine Befehle und die Furcht, die Erbschaft zu verlieren, die Zungen der Unzufriedenen hatte binden können, die Herzen fügten sich ihm nicht und erhoben ganz leise den härtesten und bittersten Tadel gegen ihn. Wer dieser Geschichte theilnahmsvoll bis hierher gefolgt, weiß, daß Fortunio, d'Aydie, Aissé und Frau Argentine zu den Glück-

lichen und Vergnügten gehörten. Sie wünschten so wenig, Fortunio und d'Aydie nichts als Aissé zu sehen, ihr frohes Gelächter zu vernehmen, neben ihr zu wandeln und zuweilen ihre Hand zu berühren, und Aissé genoß den Sonnenschein und die Freiheit, Frau Argentine die Ruhe und das vortreffliche Essen — sie waren alle vier so stille, bescheidene, beschauliche Seelen. Schon in dem Gedanken ihrer Verschollenheit, ihres einsamen Daseins in dem blühenden Garten, dem prächtigen Schloß, jetzt an dem unbewölkten Himmel, an dem See, jetzt im Beschauen der Kunstwerke und Seltenheiten in der weiten, freien Halle fanden sie eine immer neue harmlose Freude.

Ihnen gegenüber standen die Mißvergnügten: Henri und Octave.

Wie der Vicomte lange nach Mitternacht in sein Zimmer hinaufgekommen war — nämlich welchen Weg er gegangen und in welcher Stimmung — davon besaß er beim Erwachen nur die

eine Erinnerung, daß er auf den Stufen der Treppe, denn eine Treppe war er hinaufgestiegen, oft stillstehend sich vor die Stirn geschlagen und etwa diesen Gedankengang gehabt: Holofernes war ein Esel, der Vicomte Henri de Rion ein größerer, aber der Wein verdiente jedes Lob und Watteau hatte offenbar zu viel getrunken. Diese seine letzte Meinung vor seinem Einschlafen war seine erste beim Erwachen. Die Geschichte von der Dame im Thurm, die sie beide, wie irrende Ritter, befreien wollten, hatte ihnen, wie das ja seit dem berühmtesten und hochherzigsten der ganzen Ritterschaft, Don Quijote von La Mancha, allen Edeln, den Vertheidigern der Wittwen, Waisen und verzauberten Prinzessinnen, zu geschehen pflegt, nichts als einige Beulen am Kopf und dem Vicomte überdies eine Verletzung am Fuß eingetragen, die ihn zum Hinken zwang. Daher, sagte er sich jetzt am Morgen, dein häufiges Stillstehen! Diese abscheulichen Steine! Bis

zu dem Thurm am See waren er und Watteau ohne sonderliche Gefahr und Beschwer gekommen. Daß der Vicomte in der dunklen Allee seinen Hut verloren, Watteau über Baumwurzeln gestolpert, daß sie einigemal eine unsanfte Berührung von den Bäumen erhalten, konnte tapfere Männer weder erschrecken noch verdrießen. Das erste Hinderniß, das sie stutzen ließ, war die fest verschlossene Thür des Thurms. Watteau behauptete zwar, alle Thürme müßten offen sein, der Vicomte dagegen bewies aus der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker, daß alle Thürme verschlossen wären: hierüber geriethen sie in einen lebhaften Streit, wo denn nun eigentlich die Vernunft läge, in dem Verschluß oder in der Oeffnung. Hin und her redend neigten sie sich dahin, daß es für die draußen Stehenden das Vernünftigste wäre, anzuklopfen. Das thaten sie nach Kräften, aber vergeblich. Im Thurm regte sich Nichts, da stand er ruhig, still, von Stein, über seine

Zinnen irrte das Mondlicht hin. In diesem Dämmerschein bemerkte der Vicomte in der Mauer einige vorspringende Steine, Absätze, vorstehende eiserne Klammern und in seiner kriegerischen Wuth, ärgerlich, daß er ohne Erfolg abziehen solle, fing er an, auf ihnen hinanzuklimmen, in der Hoffnung, so die Fenster zu erreichen. Wie viele Fenster hatte Henri nicht schon erstiegen; allein vertraue nur einer der listigen Dame Fortuna, in diesem Augenblick, wo er sie und ihre Gunst so nöthig brauchte, verließ sie den Vicomte. Er stürzte von dem ersten Steine auf den Rasen herab und verrenkte sich den Fuß, hinkend, auf Watteau's Arm gestützt, schleppte er sich zum Schlosse. Dies war das nächtliche Abenteuer Henri's und nach dem Unglück, kein Geld zu haben, giebt es kein verdrießlicheres, als bei einer viel versprechenden Ritterfahrt so von dem Schicksal genarrt zu werden. Der leidige Trost Watteau's, daß der große Alexander von Macedonien gehinkt und der erlauchte

Herzog von Maine, der Sohn Ludwig's XIV. und der Athenais von Montespan noch hinke, half dem Vicomte weder über die Schmerzen seines Fußes, noch über die Kränkung seines Stolzes weg. Wie hoch seine Verstimmung gestiegen war, erkannten alle, als sie sich im Saal zu gegenseitigem Morgengruß zusammenfanden. Mit einem Buche in der Hand, lesend trat der Vicomte ein. Er hatte sich einen Band von Michel Montaigne's „essais“ aus der Bibliothek holen lassen und studirte seit einer Stunde das elfte Kapitel des dritten Buches, das überschrieben ist „des boiteux“, von den Hinkenden, studirte — denn dreierlei machte ihm Schwierigkeit: das alterthümliche Französisch, die eingestreuten lateinischen Verse und die eigenthümlichen Gedanken des Autors, denn nichts von dem, was der Vicomte erwartete, stand darin.

Hatte Henri's Unzufriedenheit einen wehmüthigen und entsagenden Zug, der auf die Zuschauer seine komische Wirkung nicht verfehlte, so war

Octave dagegen ganz Zorn und Groll. So eifrig hatte Heloise mit Simon unter den Platanen gestern geredet, so vertraut und so lange, daß er an dem Vorzug, den sie dem Arzte vor ihm und allen Andern gab, nicht mehr zweifeln konnte. Auch wenn er seine Cousine nicht geliebt, und er redete es sich ein, daß er keine Liebe für sie empfände, so hätte ihr Benehmen ihn schon darum erzürnt, weil ihre Freundlichkeit einem Manne galt, den er haßte, einem „trockenen Schleicher," der ihn wahrscheinlich um sein Erbe gebracht. Und dennoch mußte er an sich halten und seine heißblütige Natur zügeln; stechende Blicke und spitze Worte hatten Heloise wie Simon an diesem Morgen freilich genug von ihm zu hören, der Vicomte eine höhnische Bemerkung, die Bedauern über seinen Unfall und Bewunderung seiner Gelehrsamkeit aussprach. Wie ein Unwetter kam Octave, die Unbetheiligten, wie Aissé und Fortunio, zitterten, daß es in Blitz und Donner sich entladen

würde, und athmeten freier als er den Maler in eine Fensternische zog und ein Gespräch über die Ausschmückung der Säle zu dem Ballfeste mit ihm anknüpfte; Ambroise war seit mehreren Stunden mit der Ausfertigung der Einladungs=briefe an die adeligen Familien der Nachbarschaft beschäftigt, denn um die Mittagszeit wollte sie der Marquis in Händen haben und durch reitende Boten umhersenden.

Zwischen diesen beiden so bestimmt ausge=sprochenen Gegensätzen des Mißvergnügens und der Freude standen Heloise und Watteau etwa in der Mitte, bald hinüber, bald herüber gezogen. Der Kälteste, der Beobachter war wie vorher Simon Riquier, der blieb von allen solchen Em=pfindungen ungerührt und schien nur den einen Gedanken an die Erbschaft zu haben. Das Schloß, die Million — die Gewißheit, daß er sie erhalten würde, ließen ihn geduldig die Stunde der Testamentseröffnung abwarten und die Gegen=

wart der Andern in Avalon ertragen. So unrecht hatte Henri mit seiner „Mausefalle" nicht; sie waren die Mäuse und Simon der Kater, der lustig mit ihnen spielte und sie ängstigte, ehe er sie zerriß. Augen hatte der Arzt wenigstens, denen nichts entging. Er war der erste, der an Watteau's Hut eine kostbare Agraffe bemerkte, die gestern nicht daran gewesen.

„Welch' reichen Schmuck haben Sie da," sagte er freundlich, „zeigen Sie doch einmal her, Herr Watteau."

Wenn Simon's olivengrünes Gesicht sich zum Ausdruck der Liebenswürdigkeit zwang, erschien er doppelt gefährlich; Niemand hätte sich da geweigert, sein Verlangen zu erfüllen.

Schweigend reichte ihm Watteau den Hut. Die Agraffe glich einem Stern, acht Brillanten um einen Rubin; ein ausgeblaßtes, blaues Seidenband war darum geschlungen.

„Ein Damengeschenk?" fragte Simon.

Erst bei diesem Worte schauten Heloise und Aïssé neugieriger auf das Kleinod, Henri sie nicht beachtend las in seinem Montaigne „von den Hinkenden" eben eine Anekdote, die ihn reichlich für seine Schmerzen und die Mühsamkeit seiner Lektüre entschädigte, und gerade, als er darüber in ein tolles Gelächter ausbrach, antwortete Watteau auf Riquier's Frage: „Gewiß, das Geschenk einer Frau, und was noch gewisser ist, einer treulosen."

Diese Entgegnung, Henri's Lachen und das Hereinstürmen Octave's waren gleichsam ein dreifach schützender Schleier, der Heloisen's Erbleichen, bei dem unerwarteten Anblick der Agraffe, verbarg. Als Watteau gestern im Thurm wie aus der Erde gesprungen, vor ihr gestanden, war ihr Erschrecken geringer gewesen; der Glanz dieses Rubins stach sie in's Herz. Bebend lauschte sie, ob Octave seinen Blick auf das Kleinod richten würde, der aber war nicht in der Laune, seine Aufmerksamkeit einem Hute zu schenken — und

so ging der Vorfall ohne Folgen vorüber... oder doch nicht ohne Folgen, denn es brannte in Heloisen's Auge und siedete in ihrem Blute.

Bald nachher wurde die Gesellschaft durch das Auftreten einer neuen Person überrascht, die als die wichtigste bei der Entwickelung der Komödie die größte Theilnahme für sich fordern durfte.

Es fuhr nämlich in der elften Stunde des Morgens Herr Martin Renard, Notar und Advokat am Parlamentshofe zu Aix in der Provence, in einer altmodischen Kutsche in Schloß Avalon ein. Diesem würdigen Mann, wenn eine Allongenperücke aus dem Jahre des Ryswicker Friedensschlusses und viele Runzeln im Gesicht Würde verleihen können, hatte der verstorbene Marquis sein Testament anvertraut, er sollte es am neunten Tage eröffnen und den drei Erben ihr Schicksal mittheilen. Schade, daß der Mann in seinem Aeußern und seiner Rede so wenig seiner hohen und, bei all' den Wundern, die Avalon einschloß,

gewissermaßen geheimnißvollen Bestimmung entsprach. Messire Martin Renard hätte etwas von einem Zauberer haben müssen und war ein Mann, wie alle Advokaten; er ist nicht einmal lächerlich," lautete Henri's Urtheil über ihn, der nur flüchtig von seinem Buche nach ihm aufgeschaut. Der Vicomte konnte schon ruhig bleiben, ihm vermochten die dünnen, gekniffenen Lippen Martin Renard's nichts zu rauben und keine Enttäuschung zu bereiten. Simon Riquier und Heloise indeß hatten etwas zu verlieren und eilten denn auch, den Advokaten in zuvorkommender Höflichkeit zu empfangen. Octave grüßte kaum, mit stolzem Kopfnicken — da er jede Hoffnung auf die Erbschaft aufgegeben, war es ihm gleichgültig, ob er durch sein Betragen gewinne oder verletze. Wie sehr er selbst durch die Freiheit und den Trotz seines Auftretens gewann, merkte er nicht, desto tiefer fühlte sich im Grund ihres Herzens Heloise von der Wandlung, die mit ihm vorgegangen, betroffen.

War doch ein anderer Kern in ihm als in den leichtsinnigen, genußsüchtigen, von Wohlgerüchen duftenden Cavalieren, die sich um ihre Gunst bewarben? Diese Verachtung des Reichthums, die Octave so stolz und sicher zur Schau trug, als hätte er um seine Zukunft nicht zu fürchten und zu sorgen, erhob ihn aus der Beschränktheit und der Mittelmäßigkeit der Andern, sein Zorn machte Heloise schüchtern. Zum ersten Mal überschlich sie die Empfindung der Hingebung, der Unterwürfigkeit. Mit Octave gab es kein Spiel, wie mit dem Schwätzer und Wüstling, Henri de Rion. Sie begriff nicht, woher sie den Muth genommen, seine Eifersucht zu reizen. Warum kann man doch nicht immer durch unsere Augen in unser Herz sehen? Warum sind unsere Gedanken nicht auf unsere Stirn geschrieben? Wenn Octave jetzt zur Gräfin getreten, ihre Hand gefaßt und jene drei kleinen Worte gesprochen, die eine Zauberwelt eröffnen, schöner und herrlicher als

jede, welche die Götter etwa schaffen könnten, die drei Worte: „ich liebe Dich“ ... ja, da muß man eben ein Weib sein, um zu wissen, was Heloise geantwortet, aber die Wahrscheinlichkeit war da, daß sie in dieser Stimmung an die Brust ihres Vetters gesunken wäre, dieselbe Wahrscheinlichkeit, die dafür spricht, daß ein reifer Apfel hängend am schwankenden Zweig vom Winde herabgeschüttelt wird. Allein Octave grollte nur immer bitterer in sich hinein und der günstige Augenblick rauschte vorüber.

Dieses Kapitel ist zur Erörterung einer schwierigen, doppelseitigen Frage bestimmt: wie kommt, wie schwindet Liebe? Offenbar sind die Seele wie der Leib gleich stark dabei betheiligt; gehört nun die Liebe der Philosophie oder der Pathologie an? Ist sie spiritualistisch oder materialistisch? Behauptungen, Ansichten, die noch nicht fünfzig Jahre später in dem Briefwechsel Diderot's mit seiner Freundin Sophie Voland eine eingehende

Erörterung wiederholt finden sollten und bei alledem bis auf den heutigen Tag zu keinem Schlusse gelangt sind. Die Erde ist eben rund und es dreht sich Alles um dasselbe unerkennbare, unendliche... wie nenne ich es nur gleich? Räthsel des Nichts oder Gesetz Gottes? Dreht sich heute wie es sich vor tausend Jahren gedreht hat, bleibt ewig auf demselben Flecke und kommt dem Mittelpunkt und dem Kern der Dinge nicht um ein Haarbreit näher.

So lange hatte die Gräfin Heloise mit ihrem Vetter verkehrt, sie kannten sich so lange, seit der Kindheit, daß sie beim besten Willen sich nicht hätte in ihn verlieben können. Nach dem Tode ihres Gemahls war es eine Pflicht der Höflichkeit, ein Zwang der Verwandtschaft gewesen, daß er öfter in ihr Haus kam, sie dorthin und dahin begleitete und am Hofe für ihren Ritter galt. Dabei hatte es ihr doch stets geschienen, als kümmere ihn weder ihre Schönheit noch ihre Gunst,

sie wie er gingen ihren eigenen Weg, nur bedacht, sich einander nicht zu begegnen. Streit hatten sie vielfach, indeß sie versöhnten sich leicht. Es lief Alles wie Hauch über einen Spiegel hin. Mit dem Beginn dieses Jahres war ein Wechsel in Octave's Wesen und Haltung, ihr gegenüber, eingetreten. Er wurde ernster, schweigsamer, das Geringste fing er an schwer zu nehmen, jede ihrer Handlungen brachte er in Beziehung auf sich, seine Heftigkeit erhielt einen Zusatz von Bitterkeit. Es war die Zeit, wo Heloise den Vicomte Henri de Rion unter ihren Verehrern auszeichnete. Dessen Weise, die lustigen Geschichten, die er noch lustiger zu erzählen wußte, sein Ruf als Sieger über Frauenherzen und in Duellen gefielen ihr besser als die Stachelreden, die Zornausbrüche Octave's. In gegenseitiger Erkaltung trennten sie sich. Fortan sahen sie sich nur um stets erbitterter auseinander zu gehen. Sogar die Gemeinsamkeit ihrer Interessen in der Erbschaftsangelegen-

heit, im Widerspruch zu denen Riquier's, hatten keine Verständigung herbeigeführt. Wie Henri de Rion hätte Heloise auch einen andern ihrer Verehrer und Freunde zum Begleiter auf ihrer Reise wählen können, denn der Vicomte irrte, wenn er selbstgefällig glaubte, daß sie inniger an ihm als jedem andern Manne hinge, sie nahm ihn, weil er ihrem Vetter der verhaßteste war. Und in derselben Absicht zwang beinahe Octave den Maler, ihm nach Avalon zu folgen. Da sein Bild sie schon so sehr erzürnt, dachte er, welch' herrliche Ueberraschung wird ihr da Watteau in eigener Person sein! Frage an Alle, die geliebt: war nun diese gegenseitige Bosheit, dies Verlangen, einander wehe zu thun schon Liebe? Dunkle, ungewisse Neigung, Liebe in der Knospe, die zum besseren Schutz sich mit einer dornigen Hülle umgab? Dies ist sicher, daß Heloise im Schloßhofe zu Avalon, als der Arzt den Wunsch durchblicken ließ: Octave möge zu

spät kommen und so sein Anrecht auf das Erbe einbüßen, einen heftigen Schmerz empfand. Mitleid, sagte sie, nichts als Mitleid für den armen Vetter und Unwille über die Heimtücke Simon Riquier's. Da ergriff sie der Gedanke, den einen zu belohnen und den andern zu bestrafen. Sie wollte prüfen, ob Octave sie liebe, und wenn sie die Gewißheit seiner Neigung erlangt, die Stunde der Testamentseröffnung erwarten; dann, wann sie wie er nun leer ausgingen und der Arzt triumphirte, Octave in seiner bedrängten Lage verzweiflungsvoll, grausam um die letzte Hoffnung betrogen, die Lippen zusammenpreßte, wollte sie zu ihm treten: „Ich liebe Sie, Octave, habe Sie längst geliebt, da haben Sie meine Hand," und so ihn zugleich mit Liebe und Reichthum überschütten. Das war der Lohn, die Strafe sollte nicht geringer sein. Heloise hatte acht Tage für sich, sieben zuviel für eine geistreiche und schöne Frau, um einen Tölpel, wie Simon Riquier trotz

seiner berechnenden Klugheit und Heimtücke es war, zu überlisten und in die Bande der Leidenschaft zu schlagen. Der Arzt sollte sie lieben, sich mit der Hoffnung ihres Besitzes schmeicheln, nur um seinen Fall desto tiefer und die freudige Ueberraschung Octave's größer zu machen. Gewiß, die Liebe Heloisen's war keine zärtliche, gefühlvolle, wie sie in dieser Gesellschaft etwa Aissé hegen mochte, es war eine Mischung sinnlicher Leidenschaft und geistreicher Laune: genau das, was die Menschen der „Regentschaft," die Stillen und Namenlosen etwa ausgenommen, deren Abenteuer und Geschichten nicht auf uns gekommen sind, Liebe nannten. Eins hatte die kluge Gräfin indeß nicht berechnet: die Eifersucht Octave's. Welche Frau sähe nicht bis zu einem gewissen Punkte die Eifersucht eines Mannes als das sicherste Zeichen seiner Liebe an? Aber eben bis hierher nur, nicht weiter! Die wahre, brennende Eifersucht ist ein Feuer, das die Liebe verzehrt, und Octave's

Düsterkeit und Wildheit ließ Heloise schon an diesem Morgen, im Beginn ihres Spiels, solches Ende befürchten.

An diesem Tage wollten sie nichts vornehmen, als am Abend eine Wasserfahrt auf dem See; denn zunächst erklärte der Vicomte, daß sein Fußleiden und sein Studium Montaigne's ihm für heute jede anstrengende Bewegung verböten, Watteau war mit der Ausschmückung der Säle und seiner Zeichnung beschäftigt und da die Gräfin für morgen die Abhaltung einer Jagd gewünscht, so übernahm es Octave, die dazu nöthigen Vorbereitungen und Anordnungen zu treffen.

Die Zusammenkunft an der Bildsäule des Pan fand, damit man für die Fahrt bis zum Sonnenuntergang eine längere Zeit gewänne, schon in der fünften Stunde des Nachmittags statt. Getreu den Befehlen des Verstorbenen hatte Fortunio aus der Schale das Loos zum Erzählen gezogen. Es traf Simon Riquier. Einen Anderen

würde die sichtbare Ungeduld der Gesellschaft, die zum Aufbruch gerüstet das Ende der Erzählung schon vor ihrem Beginn herbeisehnte, in seiner Eitelkeit gekränkt haben; der Arzt aber überflog mit seinen ruhigen Blicken Alle; die Wenigsten hatten sich niedergesetzt, die Meisten standen, um dem Redner in deutlichster Weise Kürze zu empfehlen. Kurz war denn auch die Geschichte Simons, kurz und schrecklich. Er erzählte eine Begebenheit, die während der Pest in Marseille sich ereignete. Das Unglück und das Sterben einer ehemals reichen italienischen Kaufmannsfamilie, die aus Genua nach Marseille hinüber gewandert. Fortunio's Thränen bekundeten, daß es die Geschichte seiner Verwandten sei. Allein das Ergreifendste in Riquier's Vortrag war nicht das Geschick der Einzelnen, sondern die düstere und mächtige Schilderung, die er von dem Elend der Gesammtheit, der Furchtbarkeit der Krankheit und dem allgemeinen Entsetzen entwarf. Der alte

Vers des Lucretius: „schön ist's, vom sicheren Hafen aus die mit Wellen Kämpfenden zu sehen," wurde auch hier bestätigt. Die anfänglich so theilnahmslose Gesellschaft horchte mit einem gewissen schauernden Entzücken dem Arzte zu. Und als er geendet und sagte: „Nun rasch an den See; wir wollen die traurigen Bilder durch freudigere verdrängen, Schein sind doch beide, Schmerz wie Lust" ... blieben sie trotz seiner Aufforderung noch um die Statue versammelt wie in dem Bann der schmerzlichen Empfindungen und Gedanken, die er in ihrer Seele aufgeregt, wie unter dem Flügelschlag des Todesengels.

Am Gestade des See's lagen buntgeschmückt, mit Kränzen um den Bord, zwei Boote bereit; ihre Segel von feinster weißer Leinwand, mit einem breiten purpurrothen Saum, in ihrer Mitte das Wappen der Roche-Noire's, ein silberner Thurm im blauen Felde, sauber in Seide gestickt. Die Führerin des einen sollte Heloise, die des andern Aissé sein.

Heloise als Königin des Tages hatte das Vorrecht der Wahl; verletzt über Octave's Kälte, der nicht einmal das Wort an sie gerichtet und mit keiner Bewegung verrathen, daß er ihr Begleiter zu sein wünsche, in Verfolgung ihres Plan's, wählte sie Simon Riquier und den Maler, Henri de Rion und Frau Argentine; in das andere Boot stiegen Aissé und Octave, Fortunio, der Malteser und der Advokat. Eine Zeit lang blieben die Boote bei sanft wehendem Winde, jedes von vier Ruderern getrieben, fast in unmittelbarer Nähe, man konnte aus dem einen in das andere hinüber sprechen; allmählig kamen sie jedoch auseinander, das Aissé's war ein besserer Segler. Weit hin über das sonnenbeschienene Wasser warf der Thurm seinen Schatten. Hier, von dem See aus, in einiger Entfernung, gewahrte man erst die Größe und Massenhaftigkeit des Bauwerks. Watteau und der Vicomte blickten fast unverwandt zu ihm hinüber, während der Arzt und Heloise an der

vorderen Spitze des Boot's saßen und sprachen. Frau Argentine schwebte in beständiger Lebensgefahr, so behauptete sie; jedes stärkere Schaukeln des Fahrzeugs erpreßte ihr einen unterdrückten Angstschrei und den Versicherungen Henri's, daß er sie unter allen Umständen wohlbehalten an das Land bringen würde, antwortete sie mit dem trübseligsten und ungläubigsten Lächeln. Die „Rekognoscirung des Thurms“ — der Vicomte gebrauchte den kriegswissenschaftlichen Ausdruck, um dem Maler Respekt einzuflößen — hatte jedoch keinen Erfolg, wie genau sie auch unternommen wurde. Das Gebäude besaß nach der Wasserseite zu nämlich nur Schießscharten und hoch oben drei oder vier schmale, mit Eisenstangen vergitterte Fenster... daran konnte sich denn freilich keine holdselige Erscheinung zeigen und am wenigsten in dieser Ferne erkannt werden.

Immer dem Boote Aissé's nacheilend erreichte das Heloisen's die Mitte des See's. An dieser

Stelle war die Aussicht von entzückendem Reiz. Vor ihnen die Gestade, dunkel bewaldet hier und dort, steilaufragend in röthlichen und grauen Steinmassen, wunderlich zerklüftet, jetzt zurücktretend, jetzt vorspringend, die Bäume des Nordens abwechselnd mit denen des Südens, aus den Felsspalten aufklimmend eine Pinie, eine Steineiche über einer Reihe Maulbeerbäume, die sich weiter vom Ufer in das Land hinein verlor. Blickten sie zurück, so lag der Garten mit seinen Platanen und Kastanien, der Thurm mit der flatternden Fahne und das Schloß, dessen spitzgiebeliges Dach mit den stahlblau schimmernden Schieferplatten über die Wipfel aufragte, im Abendsonnenschein... Ein milder Wind wehte über das Wasser, stark genug, um das Segel leicht zu schwellen und die Arbeit den Ruderern zu erleichtern, zu schwach, um in stürmisch unruhiger Bewegung die Wellen aufzutreiben. Sanft leuchtend grüßte vom blauen Himmel die Sonne. Jetzt, in der Mitte des

Frühlings, hatte sie nur liebkosende, noch keine versengenden Strahlen. Das Grün der Oliven-bäume, wenn sie ihren Glanz darübergoß, schim-merte noch frisch, ohne jenen mattgrauen Ton, den es im Hochsommer annimmt.

Sie näherten sich einem kleinen Eiland, Blu-men und Gras, Schlingpflanzen und Bäume wild in einander gewirrt — „noch nie,“ sagte Simon Riquier der Gräfin, „so lange Menschen denken können, betreten,“ eine süß duftige Wildniß, deren Königin eine gewaltige Eiche zu sein schien, die über das Gebüsch um ihren Fuß, die Ranken, die an ihrem Stamm hinaufzuklettern suchten, über alle anderen Bäume emporstieg und ihre breite Krone den Wolken, den Sternen und den Adlern entgegentrug. Gerade um die eine Spitze der Insel biegend, entzog sich ihnen Aissé's Boot. Einmal äußerte Heloise wohl den Wunsch, an das Land zu steigen, gab ihn aber wieder auf, da die Schiffer versicherten, der Boden wäre feucht und

das Dickicht pfadlos. So nahe fuhren sie jedoch auf ihren Befehl an dem Eiland vorüber, daß die im Boot Sitzenden das Schilf und die Binsen, die in das Wasser hineinwuchsen, mit ihren Händen berühren konnten

„Wollen Sie mir die Insel malen, Herr Watteau?“ fragte die Gräfin.

„Nein, das übersteigt meine Kräfte, vielleicht überhaupt die Macht der Kunst. Nicht jede landschaftliche Schönheit fügt sich dem Pinsel und den Farben. Der Zauber dieser Insel liegt mehr in der Abgeschiedenheit und Stille, als in ihren Farben und ihrer Gestaltung. Wer das Licht malen könnte, der möchte auf der Leinwand einen Eindruck hervorbringen, dem ähnlich, den wir jetzt von der lebendigen Natur empfangen. Und dann, ich bin kein Landschaftsmaler ... ja, wenn ich Italien gesehen, die Werkstätte des großen Poussin! Wenn sie nicht gewesen wäre ...“

„Sie? Ah! die Dame mit der Agraffe ....

Lassen Sie mich das Kleinod doch noch einmal sehen" —

„Wahr gesprochen, Frau Gräfin. Wenn die Dame mit der Agraffe nicht mein Leben zugleich erhellt und verdunkelt ..."

„Ach, Herr Watteau, keine betrübten Geschichten! Mein Vetter, Herr Simon Riquier, hat uns heute schon so viel Trauriges erzählt!"

Sie hatte die Agraffe mit dem Bande von dem Hute losgemacht und ließ sie in der Sonne blitzen.

„Betrübt? Die Geschichte ist äußerst lustig. La Fontaine hat keine bessere erzählt."

„Halt da, Meister Watteau! La Fontaine ... das will etwas sagen. Ich verstehe nicht italienisch genug, um über Boccaccio zu reden, aber La Fontaine! Auf seine Geschichten lasse ich so wenig kommen, wie auf meinen Degen. Die Schönheit des Fräuleins Aissé, die Verse La Fontaine's und der Degen Henri's de Rion: das sind drei

Dinge, die zu sehen und zu hören sich das Dasein in dieser Lumpenwelt verlohnt," sagte der Vicomte.

„Und um meine Geschichte, Herr Vicomte! Ihren Degen in Ehren, aber mein Pinsel verdient dieselbe Unsterblichkeit."

Henri wollte sich vor Lachen über „diesen Witz" des Malers ausschütten. „Watteau, warum sind Sie nicht Hofnarr geworden? Das Geschäft ist doch einträglicher als Farbenreiben."

„Ich male die Affen, kann sie aber nicht reden lassen."

„Sie möchten in letzterem Falle auch gar leicht in die Bastille gesteckt werden, Herr Watteau," meinte Heloise mit freundlichem Lächeln, „um so eher, wenn man wie wir Ihre Vorliebe für die Einsamkeit kennen würde, die Bastille soll so still sein wie La Trappe:" dabei spielte sie noch immer mit der Agraffe und schien sich an dem Gefunkel ihrer Steine zu erfreuen.

Dies Lächeln war für den Maler, als hätte sich eine Schlange eiskalt um seinen Fuß geschlungen.

„Und dieses Band, dies Kleinod ist Ihr Liebespfand von der Dame Ihres Herzens?“

„Das einzige.“

„Wie prächtig, wie zierlich! So bewundern Sie es doch, Vicomte“ — und sich zu ihm hinüberneigend, hielt sie die Agraffe hoch in der Hand. Ihre hastige Bewegung brachte ein heftigeres Schaukeln des Bootes hervor, Frau Argentine zitterte, und jetzt, hart an der Spitze des Eilands, faßte ein schärferer Windstoß das Segel ...

„O weh über mein Ungeschick! Ihre Agraffe ist mir aus der Hand in das Wasser gefallen,“ sagte die Gräfin.

Zwei, drei Ruderschläge — sie waren schon weit von dem Punkte, wo Heloise — absichtlich oder unabsichtlich — das Kleinod verloren.

Watteau starrte nach der Stelle hin, auf die Heloisen's Hand deutete, keine Thräne war an

seinen Wimpern, in seinen Augen zu entdecken, und dennoch weinten seine Augen; kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, er zitterte.

Einer hatte Mitleid mit ihm, Simon Riquier; der beugte sich zu ihm und flüsterte ihm in's Ohr: „Muth und Rache!"

Schon rief auch die Gräfin: „Seien Sie mir nicht böse, Watteau. Ich erschrak so sehr über das Schwanken des Bootes, ich bin schuldlos an dem Mißgeschick. Sie sollen die schönste Agraffe haben, die es in Paris giebt, aus meiner Hand haben. Ich selbst will sie an Ihren Hut stecken. Was ich nicht für meinen Geliebten thun würde, thue ich für Sie."

„Meister Watteau, damit müßt Ihr schon zufrieden sein. Welches Glück die Narren haben!" tröstete Henri.

Und Heloise fuhr fort: „Es war das einzige Andenken an eine unglückliche Liebe, sagten Sie. Wohl, lassen Sie's in den Wellen begraben und

vergessen sein. Mir ist's, als hätte es noch eine große Gefahr über Sie heraufbeschwören müssen. Das Kleinod ist verloren, mag nun auch die Erinnerung an die Vergangenheit in Ihrem Herzen sterben."

Für Watteau tönte aus ihren letzten Worten eine dumpfe, schreckliche Drohung heraus, allein sein Schmerz, sein Haß und die Einflüsterungen des Arztes überwanden seine gewohnte Besorgniß — sich umwendend nahm er den Hut, der noch auf der Bank neben der Gräfin lag; etwas wie ein Schleier ruhte auf seinem Gesicht, er hielt die Augen gesenkt und sagte nur: „Ich danke der Frau Gräfin von Villeneuve für Ihre Theilnahme an meinem Geschick, ich hoffe, der Tag der Vergeltung wird auch für mich kommen — ich hoff's, bei dem Gott der armen Leute."

„Vergeltung?" Und zornig und spöttisch warf sie die Lippen auf.

„Drängen Sie doch nicht so in den armen Burschen, Frau Gräfin," mischte sich Henri de

Rion in das Gespräch. „Er zittert noch vor innerer Bewegung und soll Acht auf seine Zunge nehmen. Wer weiß, welche vornehme Dame ihm die Edelsteine geschenkt!“

„Vornehme Dame?“

„Warum nicht? Ich habe wohl erfahren, daß die Blumenmädchen und Ballettänzerinnen Edelsteine annehmen, aber noch nie, daß sie solche Geschenke machten.“

„Herr Watteau,“ fragte Heloise kaltblütig, „wer war denn die Dame, Ihre Geliebte?“

„Die ist todt.“

„Sie muß doch einen Namen gehabt haben.“

„Namen? Was ist ein Name? Ein Hauch, ein Nichts. Die Luft hat ihn weiter getragen und zuletzt verweht.“

Hier glaubte Simon Riquier die Aufmerksamkeit Heloisen's auf eine andere, sich öffnende Aussicht lenken zu dürfen, das ängstliche Gespräch verstummte und ein frischerer Windzug zerstreute

die Schwüle, die sich über der Gesellschaft wie ein drohendes Wetter zusammengezogen ...

Schon in der zehnten Stunde standen sie von der Abendtafel auf, der Vicomte meinte, durch einen langen Schlaf sein Fußleiden und seine skeptische Philosophie, mit der er diesen Tag die Welt und seine eigene Person betrachtet, los zu werden, und am nächsten Morgen wieder der glänzende Henri de Rion zu sein, dessen Witz so wenig wie sein Degen den Rost kannte; die andern wollten durch die Nachtruhe sich zu den Anstrengungen der Jagd vorbereiten. Heloise, die bei der Tafel den ganzen Reichthum ihres Geistes entfaltet hatte, entband noch Watteau und Frau Argentine von der Pflicht, an der Jagd Theil zu nehmen, und gab eben Allen das Zeichen zum Abschied und Aufbruch, als Octave sagte: „Auf ein Wort, schöne Cousine!"

Er hatte sie so gar nicht beachtet, war nicht von der Seite des Maltesers und Fortunio's

gewichen, hatte nur für sie Scherze getrieben und von seinen Feldzügen erzählt, jetzt richtete er seine Bitte in so kühlem und gleichgültigem Ton an die Gräfin, daß Alle der Ansicht waren, zwischen beiden handle es sich nur um eine geschäftliche Angelegenheit. Dennoch verließ die Gesellschaft den Saal und trat in das Nebenzimmer.

Heloise und Octave waren allein. Zwar stand der eine Flügel der Thür nach dem Nebengemach offen, allein die darin Verweilenden redeten so laut und eifrig mit einander, daß von ihnen weder Störung noch Belauschen zu befürchten war.

„Was wünschen Sie, mein Vetter?" Die Gräfin hatte den Muth, zu beginnen, sei es nun aus Verdruß über Octave's Kälte, oder in der Gewißheit ihres endlichen Sieges.

Der Marquis spielte mit den Troddeln seines Degengehängs, sah noch einmal finstern Blicks in das strahlende, volle, lächelnde Gesicht Heloisen's ehe er antwortete: „Meine Cousine, wir haben

eine vergebliche Reise gemacht. Diese Erbschaft war eine Seifenblase. Sie ist zerplatzt, gerade wie Bomben zerplatzen. Wunden hinterlassen diese, Schmerzen jene. Indeß, ich bin gefaßt. Darf ich dasselbe von Ihnen hoffen, Cousine?"

Auf diese unerwartete Anrede stand Heloise schweigend, verwirrt, sie schlug ihren Fächer zusammen, nur um eine Bewegung zu machen.

„Also gefaßt," erwiederte Octave darauf. „Was wird meine schöne Cousine beginnen, wenn unser Verwandter, Herr Simon Riquier, die Million und Schloß Avalon erbt?"

„Aber, mein Vetter, Sie sind doch weder mein Beichtvater noch mein Advocat."

„Nein, doch ich liebe Sie, Heloise."

So verstellt und versteckt sind die Frauen: während ihr Herz vor Freude zitterte, lachten die Lippen der Gräfin: „Auch Sie, Octave? An meinen Triumphwagen gefesselt? Ein Sklave der thörichtsten Leidenschaft, wie Sie bisher die

Liebe gescholten? Sie, der Mann des Schwertes und der Künste, der Bewunderer Watteau's und der Lecouvreur, Sie werden sich doch nicht so tief erniedrigt, so ganz Ihre Grundsätze vergessen haben, um einer armen Wittwe von Ephesus wie mir im Ernste den Hof zu machen?"

„Ja, Frau Gräfin von Villeneuve, bei alledem! Ich liebe Sie, freilich in meiner Weise, etwas eigennützig, etwas eifersüchtig. Lieber halt' ich einen Kugelregen als die Launen einer Frau aus. Weder die gefällige Rede des Vicomte noch der böse, bezaubernde Blick unsers würdigen Verwandten, Herrn Simon Riquier's, steht mir zu Gebote. Dennoch habe ich den Eigensinn, um Sie zu werben. Sie haben die Wahl, die alte Geschichte von Paris und den drei Göttinnen kehrt sich einmal um. Ich verlange ein Opfer von Ihnen, Heloise, Ihre Freiheit; aber sollte die treue Liebe eines Mannes nicht das süße Spiel des Hin- und Herflatterns ersetzen — ein

Spiel, in dem man die ersten scheinbaren Gewinne doch schließlich mit dem Verluste seiner Ruhe bezahlt? Nur in Beständigkeit und Zärtlichkeit bewahren wir die Jugend unseres Herzens. Wollen Sie's mit mir und meiner Neigung wagen? Da ist meine Hand."

Warum schlug sie, trotz der Stimme ihres Innern, nicht ein? Vertraute sie seinen Versicherungen nicht? Fiel es ihrer Eitelkeit zu schwer, so plötzlich vor den Andern ihrer Unabhängigkeit zu entsagen und ihr Lächeln, statt für Alle, fortan nur für einen Einzigen zu haben? Nachher betrog sie sich selbst, wenn sie, über diesen Augenblick nachdenkend, meinte: nur aus Besorgniß für ihn hätte sie geschwiegen, ihre offene Erklärung würde Henri wie Simon gegen ihn gereizt und ihn dem Degen des Einen wie der im Dunkeln schleichenden Heimtücke des Andern ausgesetzt haben.

„Sie wollen mich nicht durch Ueberfall gewinnen, Octave; Sie lassen mir Zeit zur Ueber-

legung. Uns Frauen bleibt so wenig, wenn wir unsere Freiheit aufgegeben haben. Ihre Schwärmerei für die Ehe ist mir so neu, so neu! Einer Wittwe können Sie nicht zürnen, daß Ihre Begeisterung ihr verdächtig erscheint. Wer griffe zweimal in glühende Kohlen? Prüfet Alles und das Beste behaltet."

„Ich verstehe ..."

„Ueber diese Männer! Sie sind beleidigt, wenn sich ihnen ein Frauenherz nicht auf die erste Bitte hingiebt. Und die Rose müßt ihr doch aus den Dornen brechen."

„Die Rose bleibt wenigstens an ihrem Stiel, der Sinn der Frauen ist wankelmüthig."

„Die Männer, und Octave de Roche-Noire voran, sind wohl wegen ihrer Tugend und Treue berühmt?"

„Wenn sie einmal lieben, ja."

„Wer von euch sähe denn ein schönes Gesicht ohne den Wunsch, es zu küssen?"

„So sprechen alle Frauen, die den Kuß begehren."

„Vetter!" Sie drohte mit dem Fächer — eine leidenschaftliche Hast und Erregung erhielt Gewalt über beide. „Es ist so leicht," sagte sie noch, „die eigene Sünde auf die Schultern Anderer zu wälzen, Vorwürfe mit Vorwürfen zu bezahlen."

„Ich erhebe keinen Vorwurf, ich bezeichne nur eine Thatsache. Die Frauen sind eitele Geschöpfe und wer ihre Eitelkeit befriedigt, der hat sie."

„Sicherlich muß er dann seine Ausdrücke besser wählen, als Sie."

„So zierlich, wie der Vicomte de Rion, ohne Zweifel."

„Der Umgang mit den Damen des Theaters und der Tanz mit Bauernmädchen scheint für Sie doch nicht die rechte Erziehung durch die Grazien gewesen zu sein."

Darauf antwortete Octave nicht, er verbeugte

sich schweigend vor ihr, unwillkührlich legte er dabei die Hand auf den Griff seines Degens.

Eben sagte im Nebenzimmer Simon Riquier mit seiner ernsten Stimme, die zuweilen wie aus einem Grabe klang: „Glauben Sie mir, Herr Vicomte de Rion, häßliche Frauen passen besser zur Ehe, als schöne. Frauen von einem gewissen Schnittt des Gesichtes sollten sich nie vermählen, sie sind zur Treulosigkeit geboren und können nichts dawider noch dazu thun, warum haben sie solche Lippen und Augen?"

Das mochte auch für Heloise und Octave den Schluß ihres Gesprächs bilden, sie gingen auseinander, die Gräfin mit der Ueberzeugung, daß sie ihr Vetter liebe und daß ihre Weigerung, ihr Sträuben seine Leidenschaft nur noch mächtiger entflammen würde: Octave, zwiespältigen Sinnes, jetzt von seiner Neigung, jetzt von seinem Stolze bestimmt.

So, im innerlichen Kampfe, stieg er eine halbe

Stunde später die Terrasse in den Garten hinab. Die Gemächer, welche die Gesellschaft bewohnte, lagen alle nach dieser Seite zu und Octave konnte wahrnehmen, daß in ihnen allen die Lichter verlöscht seien und der Schlaf und die Träume ihren Einzug gehalten. Nur in dem einen war noch ein schwacher Lichtschimmer sichtbar, Heloise wachte noch. Langsam wandelte Octave unter den Platanen auf und ab. Selbst von ihren Schatten gedeckt übersah er die ganze Façade des Schlosses. Das Fenster Heloisen's war etwa zwanzig Fuß hoch über dem Boden, er bedachte, ob er hinaufsteigen sollte. Es war ihm, als bewegten sich hinter den Vorhängen zwei Schatten, die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß es die Zofe sei, die der Gräfin beim Auskleiden helfe, allein seine Eifersucht verwarf diese Erklärung des Schattens, nach ihm mußte es der Vicomte oder Simon Riquier sein. Eine Weile schwankte er in seinem Entschluß, zuletzt, da das Licht nicht erlosch, die

Schatten nicht verschwanden, verdrängten Haß und Rachsucht jede ruhigere Ueberlegung. Die zwei Tage, die er nun in Avalon zugebracht, hatten Octave verwandelt und die rauheren und schrofferen Seiten seines Wesens herausgekehrt. In Paris, in der Unthätigkeit des Friedens, war er ein verschwenderischer, leichtsinniger, vornehmer Edelmann gewesen, in nichts von einem Herzog von Richelieu und einem Vicomte de Rion unterschieden: kein eigener Mann, nur das wohlgelungene Exemplar einer besonderen Gattung Menschen. Hier aber zerriß der Schleier, eine Enttäuschung folgte der andern. Nie hatte er sonst über Vergangenheit und Zukunft nachgesonnen, jetzt bedauerte er, daß er die eine nutzlos vergeudet, und erschrak vor dem düstern Bilde, das ihm die andere entrollte. Die Gewißheit, arm aus Avalon zu gehen, die Zurückweisung, die er von Heloisen erfahren, die schmerzliche Erkenntniß, daß sich seine Liebe so ganz in ihr geirrt, hätten einen schwächeren Muth nieder-

gedrückt, ihm dienten sie nur dazu, die Maske und das Kleid eines Höflings und eines Wüstlings abzustreifen, er wurde wieder der Soldat von Turin und Malplaquet.

„Es bleibt mir nichts übrig," murmelte er vor sich hin, „als diesem Simon Riquier den Hals zu brechen. Das wird mich beruhigen."

Ehe er indeß über den Rasenplatz zum Schlosse kam, hörte er den halblauten Ruf: „Sind Sie es, Vicomte?"

Auf der Treppe der Terrasse stand Watteau.

Vor dem Maler brauchte er sich nicht zu verbergen. „Ich bin's, Watteau."

Der war schon hinabgestiegen. „Herrlicher Mondschein!"

„Plagt Sie der Böse oder Schlaflosigkeit? Was treibt Sie in den Garten?"

„Dasselbe wie Sie. Ein Ungewisses. Es steckt in der Luft Avalon's."

„Was denn? Die Pest? Ein Geheimniß?"

„Die Tollheit — aber da wir alle daran leiden, hat Keiner die Zwangsjacke zu fürchten. Hier sind die Narren die Mehrzahl. Und was ich im Garten will? Spazierengehen, wie Sie, Herr Marquis, ein Fenster erklettern, wie Sie."

„Das dort?" Und Octave zeigte nach den Fenstern Heloisen's hinauf.

„Nein; meine Schöne wohnt im Thurm. Der Vicomte behauptet, sie wäre toll; das läßt mich vermuthen: sie möchte die Verständigste von uns allen sein. Der Thurm ... wenn ich in die Bastille gesteckt würde, brächten Sie mich wieder heraus?"

„Ich hoffe es. Haben Sie schon wieder Schreckensahnungen gehabt? Gespenster gesehen?"

Grad aus streckte Watteau seine Hand. Vor ihnen, über den vom Mondlicht hell beschienenen Rasen, zwischen der Treppe und der Allee, die zum Thurm führte, gingen zwei Gestalten; die eine in weißen Gewändern, weiß verschleiert, die andere erkann-

ten Octave wie der Maler an dem Barette, das sie auf dem Haupte trug, als den Knaben Fortunio.

„Hat der Junge eine Liebschaft?" flüsterte der Marquis. „Es ist doch nicht Fräulein Aissé?"

„Sie kommen näher ..." allein Watteau täuschte sich. Denn mitten auf dem Rasen stand die Gestalt in Weiß lauschend still. Den Schleier erhob sie nicht, so daß ihr Antlitz den beiden Männern verhüllt blieb. Das Licht des Mondes, das sie umfloß, zeigte dagegen ihren schlanken und feinen Bau. Als wäre ihr die Gegenwart der unter den Bäumen Stehenden gleichsam durch den Lufthauch verrathen worden, der durch die Wipfel der Platanen fuhr, wandte sie sich hastig zur Umkehr. Kein Wort wurde zwischen ihr und Fortunio gewechselt. Erst als sie die Schatten der Allee erreichte, mäßigte sie ihre Schritte. Jetzt konnten sie Octave und Watteau von ihrem Standpunkt, den sie nicht zu verlassen wagten, nur undeutlich gewahren, oft nur das Flattern ihrer weißen Ge-

wänder. Da wandten sich Fortunio und seine Begleiterin noch einmal nach dem Schlosse zurück. Der Maler, der auf die Entdeckung des Abènteuers gespannter war, als Octave, trat ein wenig vor; er sah Fortunio seinen Arm erheben und die neben ihm stehende weiße Gestalt auf einen Vorsprung, einen Balkon oder ein Fenster des Hauses aufmerksam machen. Ein leiser, unterdrückter, schmerzlicher Schrei erfolgte... offenbar hatte ihn die Gestalt in Weiß ausgestoßen. Watteau stutzte, es war der Ton einer sanften Frauenstimme — eilig zog Fortunio seine Begleiterin tiefer in den Baumgang.

Watteau war im Begriff, ihnen nachzugehen als er sich von dem Marquis am Arm ergriffen fühlte.

„Hörten Sie?"

„Den Schrei? Natürlich, allein das Merkwürdigste ist, daß ich diesen Ton schon einmal gehört habe."

„Ich" ... nun schien Octave sich doch eines Besseren zu besinnen und das Geständniß, das ihm zu entfliehen drohte, zurückhalten zu wollen — „wohin gehen die beiden?"

„Nach dem Thurm."

„Wer ist dieses Weib? Eine Närrin, sagten Sie. Riquier soll uns Rechenschaft geben, Riquier oder Ambroise, sie wissen um Alles, was sich hier im Hause ereignet."

„Das wäre der sicherste Weg, nichts zu erfahren. Der Arzt vergiftete die Unschuldige eher mit Aqua Toffana, als daß er Ihnen ihren Namen und ihre Herkunft gestände."

„Oho, ich werde ihn dazu zwingen, diesen Augenblick noch."

„Er wird sein Zimmer doppelt verriegelt haben."

„Wir steigen durch's Fenster."

„Er wohnt im zweiten Stock."

„Nein; jetzt ist er dort."

Noch immer das Licht in Heloisen's Gemach, die zwei Schatten hinter den Vorhängen...

„Dort? Bei der Gräfin von Villeneuve? Die Sache ist gefährlich, mich fängt an zu frieren, als säße ich schon in einem Kerker der Bastille."

„Watteau, was haben Sie nur gegen diese Frau? Trauen Sie ihr eine boshafte Handlung zu?"

„Stellen Sie doch einem Arglosen keine Falle, Herr Marquis, Sie lieben diese Dame..."

Unmuthig warf Octave den Kopf in die Höhe: „Meister Watteau, kümmert Euch nicht um meine Angelegenheiten."

„Darum schweige ich und stecke meine Finger nicht zwischen Thür und Pfosten."

„Friede mit allen Redensarten. Niemand soll Euch ein Haar krümmen, Niemand! Der Regent hat mit Euch gesprochen, hat Euch auf die Schulter geschlagen, das ist wie ein Ritterschlag aus alten Zeiten. Seid muthig und aufrichtig.

Mir ist, als hätten sich unsere Lebensschicksale schon einmal berührt. Ohne daß wir es wußten, ohne daß wir je einer des Andern Namen gehört. Der Ton von vorhin... Aber oben im Zimmer ist Bewegung, die Schatten entfernen sich. Dieser Simon Riquier darf uns nicht entwischen, hinein, Watteau!"

Diesmal war das Unternehmen nicht so schwierig, wie der gestrige Versuch, den Thurm zu erklettern. Denn vor dem Fenster erhob sich der vom Blitz getroffene Stamm einer Weide, die früher am Rande des Brunnens gerauscht. Jetzt trieb der Baum keine neuen Zweige mehr, und die alten waren nur spärlich begrünt. Kahl ragte seine Spitze auf, weißgrau im Mondlicht. Von ihr mußte man das Gemach der Gräfin übersehen können. Freilich war man selbst, wenn die Gräfin sich dem Fenster nähern sollte, der Gefahr der Entdeckung ausgesetzt. Watteau befand sich aber in einer jener stürmischen Gemüthsaufwallungen, die

den Einspruch und den Widerstand der Vernunft gar nicht aufkommen lassen. Während der Marquis noch mit dem Blicke die Höhe maß und an der Mauer des Schlosses nach Vorsprüngen und Absätzen suchte, um vermittelst ihrer emporzugelangen, war Watteau die Weide hinaufgeklettert.

„Könnt Ihr hineinschauen?“

„Hier nicht — aber so; da ist eine Lücke in den Vorhängen. Die Gräfin sitzt auf dem Ruhebett, vor ihr auf dem Tisch liegt ein Buch oder ein Papier, sie liest ...“

„Sie liest?“

„Sie hat den Kopf auf den Arm gestützt, ich will nicht Watteau sein, sie liest. Neben ihr auf einem Stuhl sitzt ein Mann.“

„Simon Riquier?“

„Ich kann ihn nicht erkennen, er ist im Schatten.“

„Ihr habt keine Augen, wartet, ich komme hinauf.“

„Zwei trägt der Ast nicht.“

„Dann steigt herunter — still! still! Da kehrt Fortunio von dem Thurm zurück, duckt Euch, wenn ihr nicht gesehen werden wollt.“

Octave drängte sich dicht an den Weidenstamm.

Aus dem Baumgang über den Rasen, der Treppe zu, schritt Fortunio. Er sang:

„Glückseligkeit entschwunden
Und nimmer wieder mein,
Du Qual all' meiner Stunden,
Was büßt' ich, Dich verlierend, nicht die Erinn'rung ein?“

Bei der tiefen Stille der Nacht und der klaren Stimme des Knaben wurde den Lauschenden jedes Wort vernehmlich. Je höher Fortunio die Terrasse hinaufstieg, desto schwächer verhallte der Gesang.

„Was büßt' ich, Dich verlierend, nicht die Erinn'rung ein!“ seufzte auf der Spitze des Baumes Watteau. „Diese Verse ...“

„Ja," flüsterte unten der Marquis, „die Verse Bertaut's; woher kennt sie der Knabe nur?"

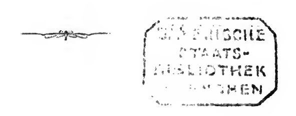
In diesem Augenblick, der für sie beide so feierlich, wehmüthig und voll Erinnerungen sein mußte, brach Watteau in ein schallendes Gelächter aus.

„Seid Ihr besessen!" rief ärgerlich Octave hinauf.

„Er steht von seinem Sessel auf, er steht da!"

„Simon Riquier?"

„Nein, der Advokat aus Aix, Messire Martin Renard" — und er stieg nach einer Weile lachend den Baum hinab.







Hofbuchdruckerei der Gebr. Wiecke

